


ΕΙΣ ΦΑΟΣ

E. [illegible]
B. [illegible]

Geschichte
der
neuen Welt.

Von
Johann Gottfried Eichhorn.

Vierter Band.

Göttingen,
bey Johann Friedrich Röwer.
1814.

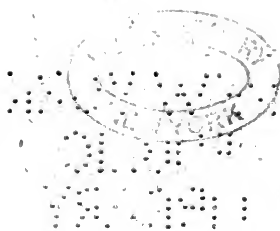
Weltgeschichte.

Zweyter Theil,
welcher die neuere Geschichte von der Völkerwanderung bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts enthält.

Von
Johann Gottfried Eichhorn.

Vierter Band.

Göttingen,
bey Johann Friedrich Röwer.
1814.



Inhalt.

Asien

der neuen Welt.

Asien

A s i e n

der neuen Welt.

Asien.

Das Asiatische Mittelalter hatte sich mit der gänzlichen Auflösung des großen Reichs der Mongolen geendigt: Kleinasien war wieder den Türken zugefallen; Persien war den Sophi geworden; die östlichen Länder waren den Timuriden geblieben, bis sie nach und nach daraus verdrängt wurden; Indien war in Verwirrung gerathen, der erst Baber, ein Nachkomme Timur's, durch Wiedereroberung ein Ende machte. Syrien und einen Theil von Arabien beherrschten die circassischen Mamlucken in Aegypten, bis ihnen Selim (1516) Syrien entriß, worauf ihn auch der Scherif von Mecca freywillig für seinen Lehnsherrn erkannte. Sina endlich stand unter den Ming: doch hatte der Kampf mit den Tataren im Norden des Reichs schon (1449) begonnen, der sich fast 200 Jahre später (1644) mit ihrer Erhebung auf den sinesischen Thron unter dem Namen Mandschu endigte.

Der übrige weit größere Theil von Asien, wie Indien jenseits des Ganges, die Ostindischen Inseln,

 Tibet,

Tibet, Japan u. s. w., kurz das ganze Land, das nicht zu Hindostan und dem westlichen Asien gehört, war um diese Zeit kaum noch durch dunkle Gerüchte bekannt. Doch fügten sich kurz hinter einander einige günstige Ereignisse, welche ihn der historischen Welt näher brachten und nach und nach aus seiner bisherigen Verborgenheit zogen. Vasco de Gama fand 1498 den Weg um das Vorgebirg der guten Hoffnung nach Ostindien, und die Russen thaten 1499 die ersten Schritte zur Entdeckung von Sibirien.

Noch war, seit der ersten Landung der Portugiesen, kein volles halbes Jahrhundert verflossen, so waren sie zu dem Besitz eines Reichs in Asien gelangt. Um das Jahr 1542 herrschten ihre Flotten schon vom Arabischen bis zum Persischen Meer; sie besaßen an den Küsten von Persien nnd Indien fast alle Häfen und Inseln von Bedeutung, wie Diu, Daman, Chaul u. s. w.; sie hatten die ganze malabarische Küste vom Cap Romoz bis zum Cap Comorin inne, auf der Küste Coromandel, St. Thomé und Negapatan, den bengalischen Meerbusen, die Stadt, Festung und Halbinsel Malacca; Ceylan und die Sundainseln waren ihnen zinsbar und die Molukken von ihnen abhängig; Sina räumte ihnen den Eingang in sein großes Reich, und die Insel Macao zum eigenthümlichen Besitz ein, und ein Sturm warf sie im
1552 Jahr 1552 nach Japan. Als ihre Macht in den indischen

dischen Meeren abnahm, traten die Niederländer an ihre Stelle, und nahmen ihnen ihre Besitzungen ab: Timor 1613, die Molukken 1621, Japan 1638, 1613
Malacca 1641, Ceylan 1658, Celebes 1660, die wich- bis 1660
tigsten Plätze auf der malabarischen Küste, wie Cu-
lan, Cananor, Grandganor, Cochin u. s. w. seit
1663; noch 1747 errichteten sie Comtoire auf Borneo. 1747
Die Spanier nahmen die Manilen oder Philippinen,
die Maghelan (1521) auf seiner Reise um die Welt 1521
an der östlichen Seite von Asien entdeckte, in Besitz;
die Dänen ließen sich (c. 1618) auf der Küste Coro- 1618
mandel nieder und erbauten daselbst Tranquebar; auf der Küste Malabar legten sie zwey Logen in Calicut und College, in Bengalen die Loge Friedrichsnagor, in Orissa die Loge Bellasar, in Bahar die Loge zu Patna, an, und erwarben sich in der westlichen Einfahrt der Malaccastraße zwölf Inseln. Die Franzosen machten unter der Regierung Ludwigs XIV. Pondichery zum Mittelpunkt ihres ostindischen Handels; und die Niederlassungen der Britten auf Malabar und Coromandel im Anfang des 17ten Jahrhunderts wuchsen unter mannichfaltigem Wechsel und Kämpfen zu einem großen brittischen Reich in Indien an. Durch diese Niederlassungen der Europäer wurde nach und nach ein großer Theil des vordem unbekannten Asiens in das Licht der Geschichte gezogen.

Den Portugiesischen Schifffahrten nach Indien gleichzeitig begannen die Russen ein Russisches

Asien, das ganz Europa an Größe übertrifft,
1552 1554 zu gründen. Schon 1552 ward Kasan, und 1554
1578 Astrachan dem Russischem Reiche einverleibt; 1578
fing der südliche Theil von Tobolsk (Sibirien im
engern Sinn) an, eine Russische Provinz zu wer-
1697 bis 1706 den; von 1697 - 1706 ward Kamtschatka bis an seine
äußerste südliche Landspitze erobert. Nun begannen die
Russischen Entdeckungsreisen auf dem östlichen Ocean,
um zu erforschen, ob etwa Asien in dieser Gegend
mit Amerika zusammenhänge, wobey die Inseln ent-
deckt wurden, die bloß eine Fortsetzung der Kamtscha-
dalischen Gebirge scheinen: die Ale-utischen Inseln
1741 von Bering 1741, die Fuchsinseln und die Kurilen
1750 von Andreas Tolstych 1750.

Von den Niederlassungen der Europäer in Asien (die Russischen ausgenommen): Allgemeine Welthistorie. Halle 1763. 4. Th. XXV. XXVI.

Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes (par *Guil. Tho. Raynal*): Amst. (Par.) 1770. 7 Voll. 8. öfters gedruckt: vollständig Geneve 1781. 10 Voll. 8. deutsch: von Joh. Mauvillon. Hannover 1774. 4 B. 8. eine andere Uebers. Kopenh. u. Leipz. 1774. 7 B. 8. beyde Uebers. nach den ältern Ausgaben.

Phil. Joh. von Strahlenberg, das Nord- und Oestliche Theil von Europa und Asia, in so weit solches das ganze Russische Reich mit Sibirien und der ganzen Tatarey in sich begreift. Stockholm (Leipz.) 1730. 4.

C. Meiners Betrachtungen über die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit rc. der vornehmsten Länder von Asien. Lübeck und Leipz. 1795. 2 B. 8.

Von

Von dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts an durchstreiften die Europäer nicht nur Asien nach fast allen Richtungen, sondern sie ließen sich auch in den verschiedensten Ländern dieses Welttheils nieder, bald bloß um Handel mit ihnen zu treiben, bald um die Herrschaft über sie an sich zu reißen. Je weniger die Landeseingebohrnen durch solche europäische Ankömmlinge glücklich wurden, desto mehr gewannen sie durch dieselben an Genanntheit. Wenn gleich nicht alle Asiatische Provinzen, die durch die alte Welt und das Mittelalter in Verborgenheit gelegen hatten, in das volle Licht der Geschichte gerückt werden konnten, weil nicht wenige die Europäer aus Furcht vor dem Schrecken, den sie um sich her verbreiteten, von sich abhielten; so hat man doch die meisten so weit im Allgemeinen kennen gelernt, daß man die Hauptvölker nach den Hauptstämmen, zu denen sie gehören, ordnen kann: die Einwohner von Asien sind (einige unbedeutende Völkchen abgerechnet) entweder mongolischen, oder medisch-indischen, oder semitischen Ursprungs. Ob nun gleich diese ihre Abstammung ihre äußern Schicksale nicht bestimmen konnte, so ist sie doch ein brauchbarer Faden, auf den sich ihre Geschichte reihen läßt, um sie in eine leichte Uebersicht zu bringen.

A. Asiatische Völker von Mongolischer Abstammung.

In Zeiten, die weit über den Anfang der Geschichte hinaufreichen, hat sich allem Anschein nach von dem hohen Asien aus über das nördliche und südliche Indien bis nach Ascham, Tepara und Nepal, über Sina, Tonkin und Kochinsina, über Tibet, das Reich der Birmanen in Ava, Pegu, Arracan, über Siam, Laos und Cambodja, über Japan und die Malayischen Inseln ein und derselbe Menschenstamm ergossen. Die Einwohner aller dieser Länder haben in Gesichtszügen und Körperbau, in Sitten, Gewohnheiten und im Mechanismus der Sprache viel Aehnliches mit den Mongolen; und da man weder ihr Stammhaus, noch den Namen des Urstamms kennt, von dem sie gemeinschaftlich entsprossen sind, so mögen sie von den Stämmen ihres Geschlechts, von denen man nähere Kenntniß hat, von den Mongolen, ihren Namen erhalten, und Mongolische Völker heißen. Ueber die Mongolen im nördlichen und südlichen Indien wälzte sich ein anderer Menschenstrom von höherer Bildung, der die Mongolischen Ureinwohner unterdrückt und zu den niedrigsten Arbeiten verdammt hat (die Parias): hier ver-

verschwand das Mongolische in Sprache und Bildung. In den übrigen Ländern blieb der Mongolische Urstamm der herrschende, und mit ihm alles, was zur Nationalursprünglichkeit gehörte.

In dem Mongolischen Völkergebiet erhob sich Sina durch Cultur und Macht, und drang dann die Eigenthümlichkeiten seiner Bildung den verwandten Völkern in Tonkin und Cochinsina auf, welche es vor der Vollendung ihrer Hauptbildung unterjochte; es gab ihnen die Begriffszeichen zum Schreiben und die Lehre des Confucius. Die übrigen, welche von den Sinesen nicht vor der Vollendung ihrer Hauptbildung erreicht wurden, giengen ihren eigenthümlichen Bildungsgang fort; endlich aber unterbrach ihn fremder Einfluß: bald der einfache Vorderindischer Priester, die sich im Lauf der Zeit durch das ganze Mongolische Völkergebiet verbreitet haben, bald der doppelte jener indischen Priester und der Sinesen. Die Vorderindischen Priester, welche auf die Bildung der Mongolischen Völker wirkten, waren theils Brahmanen, theils Buddisten.

Die Brahmanen mit ihrem Castensystem befanden sich zwar in dem dießseitigen Indien, das sie zu ihrem Sitz gewählt hatten, so wohl, daß es von ihnen zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht war, das himmlische Land nie zu verlassen. Doch bey der Ueberfüllung desselben mit Einwohnern scheint sie zuletzt der Mangel an Raum zur Auswanderung nach den noch wenig be-

völkerten indischen Inseln, wo ihre Niederlassung wenigen Widerstand fand, gezwungen zu haben.

Anders war die Lage der Buddisten. Auch sie waren ursprünglich zum Orden der Brahmanen gehörig; hatten aber eigenthümliche Lehren, welche von den übrigen Brahmanen für Abweichungen vom richtigen Lehrbegriff angesehen wurden. Sie gaben sich einem beschaulichen Leben hin, bestritten die Theokratie der Brahmanen, den Unterschied der Casten, und die Verehrung des Brahma, Wischnu und Schiva; sie schärften außer der Lehre von der Verehrung eines einzigen unkörperlichen Gottes unter dem Namen Budda (der Weisheit) die Nothwendigkeit ein, durch Beschauung und Bußübungen die Leidenschaften und Begierden, als Quelle alles moralischen Uebels, zu bekämpfen. Von ihrer ersten Lehre heißen sie Buddisten, von ihrer zweyten Schamanen (die Sanften). Da die Schilderung, welche die Geschichte von ihnen macht, ganz mit dem Bilde, das die Griechen von den Gymnosophisten entwerfen, zusammentrifft, so sind sie wohl mit ihnen einerley; woraus folgt, daß die Buddisten wenigstens lange vor Alexanders Zeit schon vorhanden gewesen seyn müssen.

Die Brahmanen kämpften lange mit ihnen als mit Ketzern, aber ohne Erfolg; bis sie endlich im ersten Jahrhundert nach Christus Gelegenheit fanden, die Kriegercaste in ihr Interesse zu ziehen. Nun verwandelte sich der bisherige Kampf in eine blutige

Verfolgung, welche sie zur Auswanderung nöthigte. Im Jahr Chr. 40 kamen sie auf Ceylan an und giengen von da nach Ava und Pegu; im Jahr Chr. 65 kamen sie nach Tibet und Sina; im Jahr Chr. 66 nach Japan und Korea: im diesseitigen Indien blieben sie in wenigen Resten übrig, im jenseitigen hingegen, und im ganzen Mongolischen Völkergebiete des festen Landes bis in die Kalmückey und nach Sibirien hin wurden sie die Hauptlehrer der Hindureligion. Wo sie leben, stimmen sie zwar in ihren Hauptlehren überein, aber gegenwärtig sind sie allerwärts ausgeartet; im vordern Indien durch schreckliche Bußübungen und unmenschliche Strenge, im hintern und überhaupt außerhalb ihres Vaterlandes durch niedrige Sitten und den dicksten Aberglauben. Sie betteln gegenwärtig vom Cap Comorin bis nach Sibirien; früherhin aber trugen sie Cultur unter die Völker von Mongolischer Abstammung; sie führten unter ihnen das indische Syllabarium zum Schreiben und die Lamaische Religion ein.

Demnach folgen die Völker von Mongolischer Abstammung einem doppelten Typus der Cultur, einem sinesischen und indischen: bey manchen Völkern ist sie dem Musterlande völlig treu geblieben, bey andern ist sie gemischt worden. 1. Rein sinesisch ist die Cultur von Tonkin und Cochinsina; 2. indisch ist sie in dem übrigen Mongolischen Völkergebiete: a. brahmanisch auf manchen indischen, von Malayen bewohnten

ten Inseln; b. buddistisch in Tibet und dem Birmanenstaat, in Siam, Laos und Cambodja, in der Mongoley und Kalmückey. 3. Gemischt ist sie auf Japan.

Die Länder von rein sinesischer Cultur reden einsylbige Sprachen und drücken ihre Gedanken durch Begriffszeichen aus; die Länder aber von indischer Cultur zerfallen in Hinsicht auf Sprache und Schrift in zwey Classen: 1) Tibet, der Birmanenstaat, Siam, Laos und Cambodja reden eine einsylbige Sprache, und schreiben sie mit einem indischen Syllabarium. Hingegen 2) bey den Mongolischen Völkern in der großen Tatarey (oder Mongoley), in Sibirien, auf Japan und den Malayischen Inseln sind die Sprachen mehrsylbig und werden mit verschiedenen Alphabeten geschrieben.

I. Sinesen.

12. unter den letzten Ming bis 1644.

J. B. du Halde description géographique, historique, chronologique, politique et physique de l'empire de la Chine et de la Tatarie Chinoise. Paris 1735. 4 Voll. fol. à la Haye 1736. 4 Voll. 4. deutsch: Rostock 1747 — 49. 4 B. 8.

Die übrigen Schriften im vorigen B. S. 297.

Als schon die Ming ihre blühende Periode überlebt hatten, kam der erste Europäer, der Portugiese Ferdinand Perez von Andrada, (1517) in Sina an; bald 1517
darauf (1552) wurden vom Pabst Missionen dahin an- 1552
gelegt: seitdem kam der innere Zustand dieses vordem so unbekannten Reichs nach und nach zur genauern Kunde der Europäer.

Die Missionäre trafen darin den orientalischen Despotismus zu seiner ganzen schrecklichen Vollkommenheit, den er irgendwo in Asien erreicht hat, ausgebildet an. Wie der sinesische Kayser Sohn des Himmels heißt, so herrscht er auch wie ein unumschränktes höheres Wesen in seinem weiten Reich. Seine Per-

Person ist heilig, und für jeden andern, außer seinen Verschnittenen und ersten Wesiren (den obersten Calao) im Innern seines Palastes, unsichtbar: brächte ihn ein Zufall in den Sehpunkt eines andern, der müßte auf der Stelle sterben, wofern er nicht geeilt hätte, sich auf sein Angesicht niederzuwerfen, um den Anblick des Kaysers seinem unheiligen Auge zu versagen. Die Befehle des Kaysers sind Göttersprüche, denen niemand widersprechen darf; wer sich ihnen widersetzen wollte, würde auf der Stelle vernichtet werden. Nur, je allmächtiger der Sohn des Himmels gegen seine Unterthanen ist, desto ohnmächtiger ist er gegen seine Verschnittene, die täglichen Zeugen seiner Schwäche.

Unumschränkt wie der Kayser über das ganze Reich, herrschen die Mandarinen in den Provinzen und Städten, denen sie vorgesetzt sind. Mit Allgewalt gebieten sie über Ehre, Freyheit und Leben, über Weiber, Kinder und Vermögen eines jeden. Zwar darf kein Todesurtheil ohne kayserliche Bestätigung vollstreckt werden; aber unter Stockprügeln, auf der Stelle vollzogen, kann jeder Mandarin seine Untergebene sterben lassen. Im eigentlichen Sinne wird daher Sina durch den Stock regiert.

Jeder Mandarin, der in ein Amt tritt, ist der Regel nach ein ausgehungerter Wolf, den der Kayser losläßt, um die ihm übergebene Heerde zu verschlingen. Vom untersten bis zum obersten Mandarin kann

jeder

jeder in Städten und Provinzen ungestraft rauben, wenn er nur den Raub mit seinen Amtsgenossen und Vorstehern theilt. Wer daher auch in der bittersten Armuth sein Amt in einer Provinz antritt, der kann, wenn er nur will, mit Reichthümern beladen aus ihr zurückkehren.

Das Volk besteht aus einer Heerde Sklaven, die an keine Menschenrechte glauben, weil sie nie in ihrer Hütte gewohnt haben. Jeden edeln Sinn hat der Stock der Mandarinen in ihnen vertilgt. Sie wachsen in der tiefsten Unwissenheit und dem dicksten Aberglauben auf; stolz auf das mechanische Betreiben der täglichen Geschäfte, nach der Weise, wie sie es von ihren früheren Vorfahren ererbt haben. Die gebildetsten unter ihnen, Künstler und Kaufleute, lernen etwa 100 Begriffszeichen lesen und zeichnen, die kaum die nothdürftigsten Dinge des gemeinen Lebens ausdrücken: die übrigen nichts.

Auch die obern Stände erlernen den Gang ihrer Geschäfte wie ein Handwerk, und treiben sie dann mechanisch, um so mehr, da jedes Versehen im Amte mit der größten Strenge bestraft wird. Sie besitzen daher der Regel nach, trotz der mehreren bestandenen Prüfungen und der durchgangenen Promotionen, welche die Missionare (schief genug) mit den europäischen der Baccalaureen, Licentiaten und Doctoren vergleichen, außer dem Lesen und Schreiben einer kleinen Zahl von Begriffszeichen und ihrer Amtsroutine gar keine Kenntnisse;

nisse; gehören aber dessen ohnerachtet zu dem Adel und heißen Mandarine.

Die Han=lin, eine gelehrte Gesellschaft am Hofe des Kaysers, welche der erste Kayser aus der Dynastie Tang (reg. 617 - 626 nach Chr.) gestiftet haben soll, sind die einzigen Gelehrten in Sina. Ein Theil derselben ist mit dem Unterricht in den Schulen beladen, welche an den vier Pforten des kayserlichen Pallasts zu Peking als höhere Bildungscollegien angelegt sind; andere von ihnen müssen den Pinsel für den Kayser, die Prinzen und Minister führen, und bekleiden Stellen am Hof und besorgen Staatsgeschäfte; die übrigen arbeiten als Gelehrte an den Werken, die der Kayser geschrieben haben will: denn keiner darf sich mit einer Schrift befassen, zu der nicht der Kayser die erste Idee, oder doch die Einwilligung zur Abfassung gegeben hat. Despotisch gebietet dadurch der Kayser über das Maaß der Kenntnisse, das in seinem Reiche statt haben soll: desto ärmlicher ist es auch.

Die Sprache, der beste Maaßstab der Cultur einer Nation, befindet sich nach ihrer äußern und innern Bildung in Sina noch in einem Kindheitszustand, und zeigt daher die Sinesen noch auf einer untern Stufe der Menschheit. Sie ist einsylbig und setzt dem Vocal bloß einen Consonanten voran: sie hat sich also von der Urbeschaffenheit der menschlichen Sprache, in welcher sie ein ungeschlachter Vocallaut war, kaum um einen Schritt entfernt. Ihre 328 Ursylben

sylben sind unveränderlich; ihre nähere grammatische Bestimmung giebt Stimme, Ton und Accent des Redenden an. Wie bey den Wilden beym Reden der ganze Körper mit den Worten arbeitet, um ihre Begriffe auszudrücken; so bringt der Sinese durch Stimme, Gebehrden und Bewegung der Hände die Reihe seiner Begriffe in Zusammenhang und Verbindung: seine Rede ist abgerissen, unbestimmt, dunkel, immer figürlich und räthselhaft. Seine Schrift ist zwar höchst kunstreich, eine Sammlung von Begriffszeichen, ähnlich unsern Ziefern, daß man sie lesen kann, ohne die sinesische Sprache zu verstehen; aber ihre Zahl steigt auf 80,000, deren vollständige Erlernung ein ganzes Menschenleben kostet; und doch läßt sich mit ihrer unbehaltbaren Menge nichts Bestimmtes darstellen. Nur Begriffe stehen auf dem Papier; ihre Bestimmung muß erst der Lesende hinzusetzen: und wie oft ist diese ungewiß wegen ihrer möglichen Mannichfaltigkeit!

Die Sinesen sind daher, trotz des hohen Alters ihrer Nation und eines bey ihnen uralten Bücherdrucks mit in Holz geschnittenen Tafeln, in allen Kenntnissen eines nur halb gebildeten Volks weit zurück. Sie sollen große Mathematiker seyn, und können ohne Rechenbret nicht rechnen; sie heißen große Astronomen, und können noch ohne fremden Beystand keinen richtigen Kalender machen; die Wunderkuren ihrer Aerzte werden von den Gestirnen geleitet, nicht

 von

von genauer Kenntniß des menschlichen Körpers, nicht von einer gesunden Pathologie. Bey allen ihren höhern Kenntnissen sieht man sich in die Kindheit der Welt zurück versetzt. Nur in ihrer Landesgeschichte haben sie einiges geleistet; doch beschäftigt auch in dieser ihren Verstand mehr der fabelhafte Theil nach den King, als ihr nützlicherer und belehrenderer der neuern Zeiten; und selbst in ihrer neuern Geschichte bleibt die historische Richtigkeit vor dem Anfang der gegenwärtig herrschenden Dynastie großen Zweifeln unterworfen.

In diesem Zustand trafen die Jesuiten Sina an, als sie im letzten Viertel des 16ten Jahrhunderts ihre Mission daselbst anlegten. Und dennoch flossen sie lange in Lobreden auf denselben über. Sie wollten den Europäern die Vorzüge einer Theokratie im Beyspiel der Sinesen recht einleuchtend machen. Die Strenge, unter welcher die Gelehrten von den Ming gehalten wurden, damit die Zweifel an der Aechtheit der King, welche die Freygeisterey unter den Song (zwischen 960–1276) und den Mongolen (von 1276–1368) erhoben hatte, endlich unterdrückt würden, gefiel den Jesuiten, die auch unter strengen Ordensgesetzen zu stehen gewohnt waren; und sie verherrlichten die sinesische Regierung wegen der Weisheit, mit welcher sie den überklugen Menschenverstand im Zaum zu halten und an eine bloß gemäßigte Weisheit zu gewöhnen wisse.

Und

Und in diesem Zustand sind die Sinesen auch geblieben; was sie besitzen, hat seine ehemalige National- und Bildungseigenthümlichkeit behalten; weder der dreyhundert-jährige Umgang mit den Europäern, noch das neue Regentenhaus der Mandschu hat eine bemerkliche Veränderung in dem hervorgebracht, was ihnen die vielen von ihnen als Volk durchlebten Jahrhunderte gegeben hatten.

13. Dynastie der Zing (oder Mandschu) von 1644 - 1801.

Um die Zeit, da die europäischen Glaubensprediger sich in Sina anzusiedeln suchten, waren die Ming bereits ermattet, und ihr Thron wankte. Desto eifriger waren sie darauf bedacht, die Streifereyen der Tataren in Nordosten ihres Reichs, der Mandschu, durch friedliche Mittel zu endigen. Um sie ferner davon abzuhalten, entschlossen sie sich (1586), ihnen 1586 zu erlauben, daß sie ihre Wohnsitze bis an die Provinz Leao-tong ausdehnen dürften. Es entspannen sich aber bald nach ihrer Ankunft daselbst Streitigkeiten zwischen ihnen und dem dasigen Vicekönig, in denen sie, so lange sie ihre patriarchalische Verfassung beybehielten, den Kampf mit beständigem Verlust bestanden. In der Hoffnung, daß sie ihn unter einem König besser führen würden, wählten sie Tai-tsu,

 einen

einen ihrer Stammesgenossen, zum allgemeinen Oberhaupt in Krieg und Frieden. Schon sein Sohn und Nachfolger Tai-tsong ward von dem Obergeneral des sinesischen Reichs gerufen, ihm im Kampf gegen den Rebellen Li-tsching beyzustehen, der den letzten Ming vom Throne verdrängt hatte. Er besiegte nach einander den Rebellen, und dann auch den kaiserlichen Obergeneral, und wollte eben von dem sinesischen Throne Besitz nehmen, als er starb. Die Rechte darauf hinterließ er seinem sechsjährigen Sohn, Schün-tschi; in dessen Namen sie sein nächster Anverwandter, Amavan, als Vormund durchkämpfte.

Tafel der Mandschu.

Schün-tschi (oder Schi-tsu), von 1644—1661.
Kang-hi, des vorigen Sohn, von 1661—1722.
Jong-tscheng, des vorigen Sohn, vom 20. Dec. 1722—17. Oct. 1735.
Kien-long, des vorigen Sohn, vom 17. Octob. 1735—11. Febr. 1799.
Ka-hing, des vorigen Sohn, seit 11. Febr. 1799.

Unter den tatarischen Mandschu begann neue Lebendigkeit in dem sinesischen Reiche. Seine Grenzen wurden ansehnlich erweitert, unter Schün-tschi: durch die Unterwerfung des Groschans der Mongolen, unter Kang-hi: durch die Unterwerfung der Insel For-
1682 mosa (1682), der Koschoten, eines Zweigs der Kal-
1692 mücken am Kokonor (1692), und verschiedener Horden

den der Kalkas=Mongolen (1696). Noch unter 1696
Kang=hi fieng der Kampf mit den Soongaren an, der sich, nach einzelnen Pausen der Waffenruhe, im Jahre 1754 unter Kien=long durch die Auflösung 1754
ihres Staats endigte, wobey viele Soongaren nach Rußland auswanderten. Die dadurch verödete Kalmückey bevölkerte Kien=long wieder durch die Torgauthen. Nachdem er noch Tibet in Besitz genommen hatte, war das sinesische Reich zu einer ungeheuern Ausdehnung gelangt: es reichte bis an Sibirien und die Bucharey, und schloß das Gebiet des Groß=Lama in seine Grenzen ein.

Daneben gaben sich die tatarischen Regenten alle Mühe, Regsamkeit in die trägen Sinesen zu bringen. Um das abgelebte sinesische Blut durch tatarisches aufzufrischen, begünstigten sie auf alle Weise die aus beyden Völkern gemischten Ehen, und suchten auch noch durch andere Versuche beyde Nationen zusammenzuschmelzen: die Tataren mußten sich sinesisch kleiden und die Sinesen ihr Haar auf tatarische Weise schneiden.

Die Regenten eigneten die einheimische sinesische Litteratur sich und der tatarischen Sprache an, in die sie die wichtigsten Werke übersetzen ließen, und trugen eben so Ton und Geist der Tataren in die von ihnen sinesisch geschriebenen Werke über. Durch diese Vermischung entstand eine doppelte, von einem ganz ver=

schiedenen Geist durchhauchte, und im auffallendsten Contrast stehende Litteratur in dem neuesten Sina: die rein sinesische im Kleinlichten versunken, die tatarisch-sinesische zum Großen erhoben. Und an der Spitze der Schriftsteller in letzterer Manier stehen fast alle bisherigen Kayser der Mandschu, besonders aber Kang-hi und Kien-long, die Verfasser bändereicher Werke. Um die sinesischen Kenntnisse zu heben, verbesserte Yong-tscheng die Unterrichtsanstalten, und um die sinesischen Begriffe den Tataren geläufig zu machen, ließ er den Schu-king ins Tatarische übersetzen. Durch solche Anstalten wurde es möglich gemacht, die Collegien aus Sinesen und Tataren zusammenzusetzen, daß selbst naturalisirte Tataren als Präsidenten an ihre Spitze gestellt werden konnten.

Um Sinesen und Tataren mit besseren Kenntnissen auszurüsten, bediente sich das tatarische Kayserhaus der europäischen Missionen; doch nicht ohne Unterbrechung: mit dem Wechsel der Regenten wechselte mehrmahls das Schicksal der Europäer in Sina. Unter Schün-tschi stiegen sie zu hohem Ansehen, bis zur Präsidentenstelle des mathematischen Tribunals. Desto gefährlicher schien der Einfluß der Europäer der vormundschaftlichen Regierung, die nach seinem Tod bis auf Kang-hi's Volljährigkeit eintrat: den Holländern wurde der Handel nach Sina verboten; den Portugiesen ihre alte Besitzung, die Insel Macao, genommen; die Jesuiten wurden in Gefängnisse gesetzt

und alles ihres Ansehens beraubt. Erst Kang-hi stellte es (aus Liebe zu europäischen Kenntnissen) nicht nur in seinem ganzen Umfang wieder her, sondern vermehrte es sogar durch die Erlaubniß, ihre Mission über sein ganzes Reich auszudehnen, weil er sie zu Staats- und bürgerlichen Geschäften und zum Unterricht in höhern Kenntnissen sehr brauchbar fand. Yong-tscheng hingegen, voll Mißtrauen gegen die Europäer, hob wieder alle Verbindungen mit ihnen auf, und befahl den Missionen, sich aus den Provinzen nach Peking, den einzigen ihnen vergönnten Aufenthaltsort, zurückzuziehen. Kien-long war zwar dem Christenthum nicht hold; er verfolgte es sogar in gewissen Zeiten: aber der großen Dienste wegen, welche die Missionare als Mathematiker, Mechaniker, Architecte, Mahler, Uhrmacher und Dollmetscher seinem Reiche leisteten, duldete er zu Peking vier Missionshäuser: nur ihren Bekehrungsgeschäften legte er alle denkbare Hindernisse in den Weg, daß sie die meiste Zeit seiner Regierung über bloß heimlich und in den Provinzen durch gebohrne Sinesen betrieben werden mußten.

Schon über anderthalb Jahrhunderte dauern die Bemühungen mehrerer Kayser aus dem Hause der Mandschu fort, die Sinesen aus ihrem Phlegma aufzuregen; sie sind aber bis jetzt geblieben, was sie in frühern Jahrhunderten geworden waren, geschickt in einigen ererbten mechanischen Arbeiten, in denen sie

andern Völkern zuvorgekommen waren; übrigens aber ein träger, anhaltender Arbeit abgeneigter, feiger, muthloser Schlag von Menschen, denen der lange Druck des Despotismus alle Schnellkraft geraubt hat, um ihre bisherige Geist und Seele lähmende Gewohnheiten aufzugeben.

II. Tonkinesen.

Histoire naturelle, civile et politique de Tonquin par M. l'Abbé *Richard*. Paris 1778. 2 Voll. 8. (eigentlich verfaßt vom Missionär G. Phalle); in einen besser geordneten Auszug gebracht von H. A. O. Reichard unter dem Titel: Sittliche und natürliche Geschichte von Tunkin. Leipz. 1779. 8.

Geschichte von Tonkin: in der allgemeinen Welthistorie. B. XXIV. S. 224. (Halle 1762. 4.)

Die übrigen Schriften über Tonkin: in J. G. Eichhorn's Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. B. V. S. 336.

Tonkin ist in allem, in Sprache und Schrift, in Erziehung und Bildung, in Sitten und Gewohnheiten, in Religion und Gesetzen, in Kenntnissen und Aberglauben ein zweytes Sina: in den meisten wahrscheinlich sogar eine Copie von ihm. Von demselben Völkerstamm entsprossen, und im Besitz einer verwandten Sprache waren die Tonkinesen der tiefsten Eindrücke durch die Sinesen empfänglich, wo sie von ihnen berührt wurden; und nicht nur die Nachbarschaft, sondern auch die lange Herrschaft über sie gab den Sinesen zu bleibenden Einwirkungen auf sie Gelegenheit.

1. Von dieser ihrer Herrschaft über Tonkin findet sich im Jahr Chr. 184 die erste Spur: doch soll sie nicht ununterbrochen gedauert, sondern Unabhängigkeit von ihnen und neue Unterjochung mit einander abgewechselt haben. 2. Eine Zeitlang soll Tonkin unter eigenen Königen gestanden haben, welche die sinesischen Annalen bis zum Jahre 1335 namentlich angeben. 3. Die Mongolen, als Herren von Sina, machten seit 1281 wiederholte Versuche, ihre Herrschaft über Tonkin geltend zu machen; es scheint auch bis auf die neueste Zeit ein Art von Abhängigkeit des Landes von Sina geblieben zu seyn, weil jährlich eine Gesandtschaft mit Geschenken als Tribut dahin abgeht, und der König von Tonkin sein Siegel vom Kayser von Sina empfängt. Indessen fanden 4. die Europäer bey ihrer Ankunft eine eigene Familie, die Familie Li, daselbst auf dem Thron,
1596 die aber seit 1596 von dem militärischen Chef des Reichs sehr eingeschränkt ist. Ein König (Dova) besitzt den Thron mit allen Zeichen der königlichen Würde, und ein General (Chova) hat die wirkliche Gewalt. Der letztere wählt unter den königlichen Prinzen den aus, der den Thron, wenn er erledigt wird, aufs neue besitzen soll, und läßt die von ihm getroffene Wahl bestätigen.

Noch ist es den Portugiesen, Holländern und Franzosen nicht gelungen, sich auf Tonkin Handelsniederlassungen zu verschaffen; die Sinesen haben sich immer

immer im Besitz des Handels dahin behauptet; nur einige Kaufleute von Madras führen neben ihnen Kupfer und Seide, als die einzigen Artikel von Wichtigkeit, aus, welche dieses Land dem Handel der Europäer darbietet.

Auch das Glück der Missionen war nie auf lange Zeit blühend: man schätzte zwar an ihnen europäische Kenntnisse, aber die Religion, die sie lehrten, wollte man von ihnen im Reich nicht ausgebreitet wissen. Weder die Bewunderung, die Alexan-
der von Rodes (1627) durch seine Räder- und 1627
Sanduhr erregte, als man, wie er voraussagte, bey jedem neuen Schlagen der ersten, den Sand der letztern ausgelaufen sah, noch die Mühe, die sich Ludwig XIV. und der Pabst gaben, konnten bleibende Missionen daselbst bewirken: sobald die politischen Wünsche des Chova unbefriedigt blieben, wurden die europäischen Glaubensprediger (das erstemahl bald
nach 1627, das anderemahl 1712) aus dem Reiche 1627
verbannt; und selbst die dritte günstige Aussicht für 1712
die Mission (1751) verschwand eben so schnell, als 1751
sie sich gezeigt hatte. Und bis auf die neuesten Zeiten konnten die einzelnen Priester, die in dem Lande blieben, wegen der Verborgenheit, in die sie sich zurückziehen mußten, keinen Einfluß auf den Geist der Einwohner gewinnen: auch nicht ein Zug von europäischer Cultur ist auf sie übergegangen.

Obere

Obere und untere Stände liegen in der tiefsten Unwissenheit und dem dicksten Aberglauben. Mathematik ist in Tonkin die Wissenschaft von den Geheimnissen des Himmels. Weil nun das Schicksal der Reiche und ihrer Regenten vom Himmel abhängt, so hat die Regierung daselbst die Mathematiker unter ihre strengste Aufsicht genommen, damit sich nicht etwa einer von ihnen mit dem Himmel in Staatsverschwörungen einlasse; daher erlaubt sie niemand, sich aus freyer Entschließung der Mathematik zu widmen, sondern der König wählt die aus, welche unter dem Titel königlicher Mathematiker die Constellationen des Himmels und ihre Deutungen studieren dürfen, um dem König, seinen Weibern und dem Hof die Entschließungen des Himmels über sie bekannt zu machen. Und diese hochgelahrten Mandarinen sollen vor der Ankunft der Europäer die Mondfinsternisse von einem Drachen abgeleitet haben, der sich vor den Mond lagere, um ihn zu verschlingen. Noch jetzt fährt wenigstens der Pöbel fort, die Lüfte mit Geheul und Brüllen beym Eintritt einer Mondfinsterniß zu erfüllen, um den Drachen durch den wilden Lärm von der Beute, nach der er haschen wolle, zurückzuscheuchen; und die Mandarinen liegen auf den Knieen, um ihn durch Gebete zu bewegen, daß er des Mondes schone.

Die wenige Cultur, welche die Tonkinesen haben, ist rein sinesisch. Die Sinesen haben ihnen die Religion des Confucius und ihre Begriffszeichen gegeben,

durch die alle sinesischen Schriften auch in Tonkin lesbar sind, obgleich die einsylbigen tonkinischen Wörter von den sinesischen sehr verschieden sind. Wer lesen und schreiben kann, der ist daher auch in Tonkin der größte Gelehrte: denn nun ist ihm der Zugang zu dem Inbegriff aller Weisheit, zu den Werken des Confucius und seiner Commentatoren, geöffnet. Bis zu selbstständigen Werken scheinen sich die Tonkinesen noch nicht erhoben zu haben; nicht einmahl zu historischen; sonst könnte ihre Geschichte sogar in den neuern Zeiten nicht so völlig unbekannt geblieben, und die frühere den Gesängen ihrer Jongleurs an Festen überlassen worden seyn. Mag es also immerhin seyn, daß der Stand der Gelehrten (der Mandarinen) den Adel des Landes bildet, und dieser nur auf der Person ruht; mögen diese auch, wie in Sina, erst nach drey Prüfungen zu den ersten Aemtern und Würden des Reichs gelangen, so ist alles dieses doch mehr äußerer Schein als Wirklichkeit. Das ganze Volk nach allen seinen Ständen steht noch auf einer der untersten Stufen der Bildung.

III. Cochinsinesen.

Christof Borri († 1632) relatione della nuova Missione dei Padri della Compagnia di Giesu nel regno de Cocincina. Roma 1631. 8. franz. par *Ant. de la Croix*. Lille 1631. 12. deutsch: in der Berliner Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen (Berlin 1765 ff.) Th. VI. und in Sprengel's neuen Beyträgen zur Völker- und Länderkunde. Th. XI. S. 27 — 110.

A voyage of Cochinchina in the years 1792 and 1793 by *John Barrow*. Lond. 1806. 4.

Allgemeine Welthistorie (Halle 1760. 4.) B. XXIV. S. 208.

Die übrigen Schriftsteller über Cochinsina s. in J. G. Eichhorn's Geschichte der drey letzten Jahrhunderte. Th. V. S. 338.

1575 Bis zum Jahr 1575 soll Cochinsina (oder das westliche Sina) eine Provinz von Tonkin gewesen seyn, die von einem sinesischen Statthalter verwaltet worden. Endlich riß sich im genannten Jahr der Statthalter von seinem Kayser los und errichtete einen eigenen Thron, auf dem sich seine Nachkommen bis jetzt erhalten haben sollen.

Ist es bey diesem Gang der Dinge zu verwundern, daß die Einwohner von Cochinsina Zwillings-

lingsbrüder der Tonkinesen sind? Mit ihnen haben sie eine Schwestersprache, einerley Religion und einerley Sitten gemein: auch in ihrer Cultur weichen sie wenig von einander ab. Wie jenen, so haben auch ihnen die Sinesen ihre Begriffszeichen und ihre ganze dürftige Litteratur gegeben. Ihre höhere Bildung nimmt denselben Gang wie bey den Sinesen, und führt durch dieselben Stufen zu den höchsten Würden im Staat: das höchste Wissen ist auch bey ihnen Lesen und Schreiben der weitläuftigen Begriffszeichen, die sie aber auf 3000 eingeschränkt haben, weil diese schon zu ihren Bedürfnissen, zu ihren Briefen, Bittschriften uud Registraturen hinreichen. Die Schriften des Confucius sind die Hauptquelle ihrer Weisheit; aus ihnen schöpfen sie ihre Moral und Politik, ihre Geschichte und Naturkenntniß: bey ihnen bringen ihre sogenannten Gelehrten viele Jahre zu, ohne je über ihren Sinn ganz gewiß zu werden. Und sollte die vortheilhafte Schilderung, die Borri von ihrer medicinischen Praxis macht, keine Verschönerung seyn; und sollten sie wirklich die Tonkinischen Aerzte an treffender Behandlung der Kranken übertreffen: so müßte man diese ihre Vorzüge wohl von einer vertrautern Bekanntschaft mit den medicinischen Schriften der Sinesen ableiten, deren Weissagungen aus dem Puls sie wenigstens nachahmen. Es fehlt aber überhaupt noch an einer genauen Beschreibung der wissenschaftlichen Cultur der Cochinsinesen, und man muß sich bis jetzt bloß an die allge-

allgemeine Bemerkung halten, daß sie der Hauptsache nach von der Sinesischen abstamme und daher mit der benachbarten Tonkinischen sehr verwandt sey.

Doch kann sie weder auf einer bedeutenden Höhe stehen, noch wird sie schwerlich je dahin in einem Lande gelangen, dessen große Fruchtbarkeit die Einwohner in ihrer natürlichen Trägheit befestigt, und dessen enge Verbindung mit Sina und Japan kein Gefühl von dem großen Mangel geistiger Bildung in ihnen erwachen läßt. Gegen Sinesen und Japaner, die sich neben ihnen des Handels wegen in eigenen Städten niedergelassen haben, stechen sie mit ihrer Unwissenheit wenig ab. Ein größerer Contrast müßte ihnen in die Augen fallen, wenn sie sich mit den Europäern in Vergleichung stellen könnten: aber so weit ist es noch nicht gekommen. Portugiesen, Holländer und Britten haben seit den letzten zwey Jahrhunderten wiederholt versucht, bleibende Niederlassungen unter ihnen zu gründen: aber noch ist ihnen keine gelungen, und Sinesen und Japaner betreiben den Handel des Landes noch immer allein. Missionen sind seit dem siebenzehnten Jahrhundert selten oder gar nie in diesem Reiche ausgegangen; aber sie haben noch nicht auf den Geist seiner Einwohner gewirkt, oder ihn nach europäischen Kenntnissen begierig gemacht. Portugiesische Aerzte haben schon seit zwey Jahrhunderten die Arzneykunde neben den Cochinsinesischen ausgeübt; aber man findet nicht, daß

die

die letztern von den erstern etwas angenommen hätten. Und sollten etwa diese als bloße Pfuscher in ihrer Kunst keine Aufmerksamkeit verdient haben; so sind doch den Cochinsinesen durch die übrigen Europäer, die sich bisher in nicht geringer Zahl unter ihnen aufgehalten haben, eine Menge Fertigkeiten bekannt geworden, die wohl einer Nachahmung werth gewesen wären. Aber ihre Trägheit hat nicht einmahl Künste aufnehmen mögen, auf deren Erzeugnisse doch ihre Liebe zur Bequemlichkeit großen Werth setzt. Sie kaufen lieber Dinge von geringem Werth um hohe Preise, als daß sie sich aus ihrer Trägheit erheben und zu ihrer Verfertigung anstrengen. Die Europäer haben daher immer mit allem, was der gemeinste Kunstfleiß ihres Vaterlandes hervorbringt, mit Hüten, Mützen, Gürteln, Hemden und allen Arten von Kleidungsstücken, mit Kämmen, Nähnadeln, Armbändern, Ohrringen und anderm Weibergeräth einen so vortrefflichen Markt in Cochinsina gefunden, daß sie, bey dem Mangel an eigenen Niederlassungen, keine Beschwerden scheuten, ihn fleißig mit ihren Fabrikaten zu besuchen.

IV. Tibetaner oder Tangutaner.

August. Ant. Georgii alphabetum Tibetanum. Romae 1762. 4. Ausgezogen (von Eyring) in J. C. Gatterer's allgem. histor. Bibliothek (Halle 1768). B. VII. S. 202. und J. C. Fabri Sammlung von Stadt-, Land- und Reisebeschreibungen (Halle 1783. 8.) S. 252.

Die Schriftsteller in J. G. Eichhorn's Gesch. der drey letzten Jahrhunderte. B. V. S. 407.

Der nördlich, in Zelten bewohnte und von Nomaden durchstreifte Theil von Tibet hat noch keine Geschichte; von dem südlichen, in Häusern bewohnten Theil sind nur einzelne unbefriedigende Nachrichten vorhanden.

Wahrscheinlich haben die Buddisten aus Indien die erste bildende Hand an die Tibetaner gelegt. Denn Budda, ihr höchster Gott, wird in Tibet als La und Schaka verehrt, und die Tibetanische Sylbenschrift kommt in Stellung, Ordnung und Anreihung, und in der Weise, von der Linken zur Rechten zu schreiben, mit den Hindualphabeten, welche die Buddisten anderwärts in Hinterindien eingeführt haben, völlig überein. Aber niemand kann bestimmen, in welchem christli-

christlichen Jahrhundert durch diese indischen Priester die Lamaische Religion nach Tibet verpflanzt worden ist.

Gegenwärtig hat das Oberhaupt der Lamaischen Religion, dessen geistliche Oberherrschaft sich von den Ufern der Wolga bis Korea am Japanischen Meer erstreckt, der Dalai-Lama, seinen Sitz zu Lassa in Tibet. Aber selbst nach einheimischen Sagen war seine Würde nicht vor dem Jahr 1426 vorhanden. Damahls erst nahmen die Nachfolger der acht Lamen, denen der sinesische Kayser Yong-Lo von der Dynastie der Mim (1373) den königlichen Titel gegeben hatte, den Titel Groß-Lama, und der erste unter ihnen in Tibet den Titel Dalai-Lama (d. i. Oceans- oder allgemeiner Lama) an.

Nach dem Jahr 1580 vereinigte der Dalai- 1580
Lama zu Tibet die geistliche und weltliche Macht unter der Lehnsherrlichkeit von Sina. Nach der Zeit, man weiß nicht, wann? rissen die Soongaren unter der Regierung der Kontaischen Tibet von der sinesischen Abhängigkeit los; im Jahr 1717 steckte gar 1717
Chuntaidschi den Dalai-Lama in ein Kloster, und warf sich zum Oberherrn von Tibet auf. Nun verjagte zwar Kang-hi 1720 die Soongaren aus 1720
Tibet, und setzte den eingesperrten Dalai-Lama wieder in Freyheit; aber er nahm ihm die weltliche Macht und übergab sie einem mit dem Königstitel von ihm eingesetzten Statthalter. Ueber diese Trennung der geistlichen und weltlichen Macht traten die

Tibetaner in Aufruhr, den sie, mit dazwischen eingetretenen Pausen der Ruhe, so lange fortsetzten, bis
1752 Kien-long 1752 beyde Würden wieder in Einer Person vereinigte. Kurz darauf ward auch Tibet von ihm dem sinesischen Reich einverleibt. Seitdem ist den Europäern aller Verkehr mit Tibet untersagt, welches desto leichter durchzusetzen war, da um dieselbe Zeit der sinesische Kayser seine Herrschaft bis an die Grenzen von Bengalen erweitert hat.

So wenig die europäischen Missionäre, welche schon einige Jahrhunderte Tibet durchstreifen, bisher Aufklärung über die geistige Beschaffenheit des Landes gegeben haben: so geht doch aus allen Umständen hervor, daß die Tibetaner noch auf einer niedrigen Stufe der Cultur stehen. Als Mongolen von Abstammung scheinen sie sich hier so wenig wie anderwärts durch Gelehrigkeit ausgezeichnet zu haben. Nach innern und äußern Spuren haben schon vor Jahrhunderten die Indier ihre bildende Hand an sie gelegt; sie haben sie zu Handwerken, Gewerben und Handlung angeführt; sie haben ihnen Religion, Künste und wissenschaftliche Kenntnisse gegeben: aber man kennt noch nicht Einen Tibetaner, wäre es auch nur durch eine dunkle Sage, der sich in irgend einer Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet, oder ein Werk des Genies hervorgebracht hätte; noch ist nicht Ein Gewerbe unter ihnen in Blüthe gekommen; sie haben noch nicht einmahl die kostbaren Schawls verfertigen lernen,

lernen, zu denen die Kaschemirier die Wolle aus Tibet holen. Die Herrschaft des Dalai=Lama hat bisher in ihnen alle physische und geistige Kraft getödtet: wie in allen geistlichen Staaten, so haben auch in Tibet Faulheit und Indolenz ihren Sitz aufgeschlagen; reich an Mönchen, ist es arm an Einwohnern, und vielleicht das unfruchtbarste unter allen Ländern, die unter einer geistlichen Regierung stehen.

Was man von Kenntnissen, Studien, Wissenschaften und Gelehrsamkeit der Tibetaner hört, das ist wahrscheinlich bloß das Eigenthum der Lama, oder der Geistlichen, der einzigen Gelehrten des Reichs: und ihre Gelehrsamkeit scheint sich auf eine unverständliche Theologie, auf die unaussprechlichen Geheimnisse und dunkeln Räthsel des Gesetzes des Schaka (Xaca) einzuschränken.

Es ist nichts als äußerer Prunk ohne Realität, wenn uns die Capuziner zwölf hohe Schulen der Tibetaner hernennen, zu denen als einem Sitz der Gelehrsamkeit und Weisheit selbst das entfernte Ausland hinströme: 1) Lapranga, in der Provinz U, 2) Brepungh, 3) Sera, 4) Sambu, 5) Kaden, 6) Trascilonba, in der Provinz Tzhang, 7) Cetrolin, 8) Takpo Tratzhang, im Reiche Takpo, 9) Ngari Tratzhang, in der Gegend Loga (vielleicht Lopa) gegen Süden von Lassa, 10) Ravato, im Gebiete Gnetang, kaum eine Tagereise von Lassa, gegen Westen, 11) Ravame, in der Stadt Loga selbst, 12) Sechia,

(auch Sachion genannt) zwei Tagereisen weit von der Stadt Sgigatze, gegen Westen. In diese Schulen (besonders nach Lapranga, der berühmtesten von allen) eilt aus der Nachbarschaft und Ferne, wer sich den Wissenschaften widmen will, Tibetaner und Sinesen, Cokonorenser und Casimirier, Jonkaren und Caskarenser, Jerchendier und Kasakier, Camulier und Turphanenser, Amdoenser, und überhaupt alle Wißbegierige aus der Tatarey bis nach Turkut. Sie geben Unterricht in der Philosophie, der Sternkunde, Medicin und besonders der lamaischen Theologie. Der ganze Cursus dauert zwölf Jahre, während welcher die Studierenden alle Monathe zweymahl, einmahl öffentlich und einmahl privatim, in den Klöstern Disputirübungen halten, so wie ein- oder zweymahl im Jahr einen noch feyerlichern Disputiractus im Tempel. Wer sich nach Vollendung dieses Cursus vorzügliche Kenntnisse zutraut, und die Kosten dazu aufbringen kann, der sucht die Würde eines Rabgiamba (eine Art von Doctorwürde) zu Lapranga, der berühmtesten dieser Schulen. In dieser Absicht unterwirft er sich der Prüfung einer allgemeinen Versammlung der Lamen im Tempel: die letzten und schwersten Fragen giebt der Dalai-Lama auf: und sind sie zur Zufriedenheit der Examinatoren gelößt, so wird dem Candidaten ein Diplom überreicht, durch welches er die Erlaubniß erhält, das Gesetz des Schaka öffentlich zu lehren, und andere buddistische Würden zu suchen. Mit geringeren Kosten, aber auch

mit

mit geringerem Ansehen, ist die Doctorwürde verbunden, welche man in den Klöstern Tzetang und Gnamrin erlangen kann. Es ergiebt sich aus dem Inhalt des Diploms, das den Rabgiamba ausgefertigt wird, daß ihre ganze Wissenschaft in den unbegreiflichen Geheimnissen des Schaka bestehe.

Wie wenig durch dieselben der Geist aufgeklärt werde, beweist die hohe Achtung, in welcher noch die Zauberey in Tibet steht: sie wird für einen so wesentlichen Theil der Gelehrsamkeit angesehen, daß in eigenen Schulen in Besprechungen, Bezauberungen und Todtenbeschwörungen förmlicher Unterricht ertheilt wird. In zwey Klöstern zu Lassa (Ramoce Chiutopa und Moru Chiupa) werden ordentliche Doctoren der Zauberkunst (Nga Ramba) gekrönt, die in dem Rufe stehen, daß sie mit allen Geheimnissen des unterirdischen Reichs vertraut wären, von denen ein eigenes heiliges Werk, Changiur, ausführliche Belehrung ertheilt.

Alles kündigt an, daß Bücher in Tibet noch etwas seltenes seyn müssen. Man geht mit ihnen, wie mit einem Heiligthum, um: sie werden in prächtig ausgemahlten und mit Gold verzierten Schränken aufbewahrt; man öffnet kein Buch um darin zu lesen, ehe man über den Ort, auf dem es liegen soll, kostbare Tapeten ausgebreitet hat, wozu Vornehme und Reiche eigene prächtige Tische, mit dazu bestimmten Kissen, zu halten pflegen. Ein Buch auf den Boden

zu legen, hält man für eine Gewissenssache. Der Bücherdruck ist zwar in Tibet bekannt; aber nach sinesischer Weise, als bloßer Holzschnittdruck, der eine so weitläuftige und kostbare Arbeit ist, daß die Abschreiber mehr als die Drucker zu thun haben, und man das Geschriebene dem Gedruckten vorzieht. Es giebt daher in Tibet noch einen eigenen Orden der Schreiber, die durch ihr Schreibkästchen am Gürtel sogleich ihren Stand verrathen, und ihre Arbeit als einen eigenen Nahrungszweig treiben. Wie in der Kindheit des Bücherwesens wird das Bunte der geschriebenen Bücher geliebt: man bemahlt (wenigstens bey wichtigen Werken) das Papier mit Auripigment (das in Tibet häufig gefunden wird); man schreibt der Zierlichkeit wegen abwechselnd eine Zeile mit Tinte, und dann eine mit Zinnober, so wie den Namen Gottes, eines Gesetzgebers oder eines Heiligen jedes mahl bunt; Gesetzbücher schreibt man häufig mit goldener und silberner Schrift, meist auf schwarzes Papier, damit Gold und Silber besser in die Augen falle. Da eine auf diese Weise verfertigte Handschrift einen großen Aufwand erfordert, so sucht man ihre Dauer so lange wie möglich zu erhalten. Eben darum braucht man dazu das feine, durchsichtige, aus den Fasern der Bäume (dem βιβλος der Griechen und liber der Römer) verfertigte Papier der Tibetaner nicht einfach, sondern leimt zwey bis drey Blätter desselben aufeinander, die nun um viele Jahre länger dem Untergang widerstehen.

Noch

Noch kennt man den Inhalt der tibetanischen Bücher nicht: schwerlich geht er über lamaische Räthsel und Beschwörungen hinaus; aber wäre er auch wichtiger und unterrichtend, so würde doch die Kostbarkeit derselben einer leichten Ausbreitung nützlicher Kenntnisse hinderlich seyn. Es fehlt daher noch an allen Mitteln, an denen sich der Geist der Tibetaner aufrichten könnte: noch weniger ist an freyen Schwung desselben zu denken, da die lamaische Religion ihn durch Aberglauben gebunden hält; Tibet wird noch Jahrhunderte hindurch zu den ungebildeten Ländern von Asien gehören.

V. Birmanen
in Arracan, Ava, Pegu u. s. w.

Alphabetum Barmanum s. Bomanum regni Avae finitimarumque regionum. Romae 1776. 8.

Franc. Buchanan on nature of the religion and literat. of the Burmanes; in den Asiatick Researches Vol. VI. p. 302. deutsch: über die Religion und Litteratur der Burmanen, in Ehrmann's neuesten Beyträgen zur Kunde von Indien. Weimar 1806. 8. Th. II. (von der Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. XXXI.) Im Auszug in Stäudlin's Magazin für Rel., Moral und Kirchengesch. B. IV.

Della vita di Msgr. *Giov. M. Percoto* dal *Michael Ang. Griffini*. Udine 1782. 4. deutscher Auszug in M. C. Sprengel's Beyträgen zur Länder- und Völkerkunde. Th. IV. S. 275. (Leipz. 1784. 8.)

Symes Account of an Embassy to the Kingdom of Ava. Lond. 1800. 4. deutsch von Hager, als neuere Geschichte der Land- und Seereisen. B. XIII. Hamburg 1800. 8.

Die Birmanen sind die vorzüglichste unter den Nationen, welche die große Halbinsel zwischen Bengalen und Sina bewohnen. Ihr Hauptsitz ist zwar das

das Reich Ava, welches sie selbst Miamma nennen. Sie herrschen aber jetzt über weit ausgedehnte Reiche, über Tangu und Pegu, über Ascham (Assem), Prum, Pagan, Martaban, über Tavai und Tenasserim und die Insel Negral. Sie gehören zum Mongolischen Stamm und gleichen in der Bildung mehr den Sinesen, als den Hindu; auch ist ihre Sprache wie die Sinesische einsylbig. Es ist aber aus mehreren Gründen, besonders aus der Beschaffenheit ihrer Sprache, wahrscheinlich, daß sie in uralten Zeiten aus zwey Nationen zusammengewachsen sind. Mit der Sprache des Reichs Ava sind die Sprachen von Arracan, Yo und Tenasserim, wahrscheinlich auch die von Pegu dialectartig verwandt; weßhalb man die Sprache aller dieser Länder von Einer gemeinschaftlichen Stammmutter abzuleiten, und die, welche sie sprechen, wie abgetrennte Theile Eines Völkerstamms anzusehen hat. Auch in Religion, Sitten und Bildung ist große Uebereinstimmung unter ihnen: daher man die Einwohner von Arracan, Pegu u. s. w. mit den Birmanen zusammenstellen kann.

1. Bey der Ankunft der Europäer in Indien herrschte Pegu über Ava, den Hauptsitz der Birmanen, bis 1540. 1540

2. Von 1540–1740 herrschte Ava über Pegu unter beständigen Kriegen. Im Anfang des 18ten Jahrhunderts erstreckte sich der Staat der Birmanen von Maravi (vermuthlich Mergui in Siam nahe bey Tenasserim) 1540 bis 1740

nasserim) bis zur Provinz Jun=nan in Sina; also ohngefähr 200 deutsche Meilen weit von Norden gegen Süden, und 70 Meilen weit von Osten gegen Westen.

1740 bis 1752 3. Von 1740 – 1752 dauerte der Krieg, in welchem die Peguaner das Uebergewicht über die Birmanen bekamen und auf eine kurze Zeit die Oberherrschaft über Ava behaupteten; aber

1753 4. 1753 vertrieb Alompra, ein gemeiner Birmane, die Peguaner wieder, und stiftete einen neuen Birmanenstaat von der oben angegebenen großen Ausdehnung, der noch fortdauert.

Die Birmanen haben sich zwar nie eine höhere Bildung gegeben: doch sind sie nichts weniger als völlig roh und ungebildet. Die Einwohner von Pegu hält man für die gesittetsten; dann folgen die von Ava und Arracan. Im Kriege sind sie zwar alle unmenschlich grausam; aber in jedem andern Falle sind sie sanft und gefällig und übertreffen sogar die Hindu in den Zeiten des Friedens an Humanität, an Gastfreundschaft, so wie überhaupt an Lebendigkeit des Geistes und Kühnheit, wie ihre vielen Kriegslisten beweisen und ihre Herrschaft über so viele und große Völker. Den Sinesen gehen sie, nach dem Geständniß aller Europäer, die mit ihnen Verkehr haben, an Scharfsichtigkeit vor, ohne ihnen im Betrug nachzuahmen. Sie sind ein genügsames, aber dabey doch rühriges, thätiges Volk, das unter einer bessern Anführung

rung und Verfassung auch geistiger Vollkommenheiten fähig wäre. Jetzt schränkt sich ihre ganze Cultur auf mechanische Fertigkeiten ein. Sie üben sich in Künsten des Kriegs, im Faustkampf, Ringen und Laufen, in schweren und künstlichen Tänzen, die, als Mittel zur Gewandtheit des Körpers, auch zu den Kriegsübungen gehören, in der Kunst, Fahrzeuge auf den Flüssen zu regieren, im Bereiten der Pferde und im Zähmen der Elephanten. Daneben treiben sie nur Handwerke, welche das gewöhnliche Leben nicht entbehren kann. In ihrer Lebensweise höchst frugal, wissen sie wenig von Arbeiten des Luxus, ihren Ueberfluß verschlingt die Religion. Ihre Priester und deren Klöster sind reich; die Pracht ihrer religiösen Gebäude übertrifft alle Erwartung: an ihnen ist im Innern sowohl als im Aeußern das feinste Gold verschwendet, und ihre Erbauung und Unterhaltung muß unermeßliche Summen gekostet haben; und, da ihre religiöse Baulust noch immer fortdauert, noch fortgehend kosten. Und doch können diese Prachtgebäude keiner späten Nachwelt die Religiosität ihrer frühen Vorfahren verkünden, da sie alle von Holz gebauet sind, das, wenn es gleich das dauerhafteste der Welt ist, doch dem Zahn der Zeit endlich weichen muß.

Das gemeine Volk, das doch vielleicht in den Schulen der Mönche etwas lesen, rechnen und schreiben lernt, wird stark zur Poesie hingezogen, wozu selbst

selbst seine Sprache beytragen mag, die in der Aussprache etwas musikalisches, metrisches und cadenzenartiges hat. Es singt nicht bloß geistliche Gesänge in großer Zahl, sondern wiederholt auch die Heldenthaten seiner Könige und Feldherren in Versen, in denen auch die Siege Alompra's, ihres neuesten größten Königs, verherrlicht sind.

Nur der birmanische Priesterstand, die Talapoinen, (Buddisten aus Indien), haben einen kleinen Anstrich von Litteratur. Und ist es wahr, daß die Birmanen allerley Werke, nicht bloß über Theologie, sondern auch über Geschichte und Medicin, über Ton- und Zeichenkunst, sowohl in Bali (einer Hindusprache, die ihre Priester aus ihrem Vaterlande mitgebracht haben) als in der birmanischen Umgangssprache besitzen, so müßte man sich wohl die buddistischen Priester und Mönche als die Verfasser derselben denken. Nach Symes findet man in jedem Kloster eine Büchersammlung, die in lackirten Kisten aufbewahrt wird: ja er sah im königlichen Büchersaal zu Ava eine Reihe von ohngefähr 100, mit Gold und Lack verzierten Kisten, die regelmäßig nach Classen abgetheilt waren, und auf deren Deckel mit goldenen Buchstaben angemerkt war, was jede enthalte. Zwey dieser Kisten wurden ihm geöffnet. Sie enthielten Bücher aus den verschiedensten Fächern; die zierlichsten Handschriften waren auf dünnen Blättern von Elfenbein geschrieben und in einen Band gebracht, der mit Blumen

men von Gold geziert wär. Ihre Zahl war so beträchtlich, daß Symes glaubt, der König von Ava möchte eine reichere Bibliothek als irgend ein Asiatischer Fürst besitzen, wenn alle übrigen ihm nicht geöffneten Kisten auf gleiche Weise angefüllt seyn sollten.

Noch fehlen aber bestimmte Nachrichten über den Umfang der Kenntnisse, in deren Besitz die birmanischen Talapoinen sind. Aber schwerlich darf man sich eine bessere Vorstellung von ihnen machen, als von den Kenntnissen ihrer Brüder in andern hinterindischen Reichen. Sie werden auch wohl unter den Birmanen ihre Größe in Zaubereyen und Segensprechen, in Astrologie und andern abergläubischen Künsten suchen. Führt nicht darauf schon die Nachricht, die man von ihrer medicinischen Praxis hat? Je ärmer sie an Wissenschaft in ihrer Kunst sind, desto reicher sind sie an abergläubischen Gebräuchen, mit denen sie dieselbe ausüben. Die europäischen Missionarien in diesen Reichen haben daher kein besseres Mittel gefunden, ihre Einwohner an sich zu ziehen, und sie der katholischen Kirche zu gewinnen, als die Ausübung der Medicin und Chirurgie in ihren Missionsanstalten: sie haben daher gewöhnlich unter ihren Gefährten irgend jemand, der sich mit medicinischer und chirurgischer Praxis beschäftigt.

Doch sind die Europäer überhaupt in diesen Reichen wenig beliebt: und kann man es ihnen bey dem Betragen verdenken, das die Europäer in ihrer Mitte

sowohl,

sowohl, als in ihrer Nachbarschaft sich haben zu Schulden kommen lassen? Um sich unter ihnen einzuschleichen, haben die Portugiesen Anfangs die Birmanen in ihren Kriegen unterstützt: und so lange sie ihnen diese Dienste leisteten, wurden sie von ihnen unter sich geduldet. Die Holländer, die sie allerwärts verdrängten, traten auch im Lande der Birmanen an ihre Stelle; und neben ihnen siedelten sich auch die Engländer in verschiedenen Gegenden des Birmanenstaats an. Beyde aber machten sich in kurzer Zeit bey ihnen so verhaßt, daß beyde (man weiß nicht, wie früh?) zugleich aus Ava vertrieben wurden. Lange nachher gelangten zwar die Britten wieder zu neuen Factoreyen daselbst; sie kamen aber nie zu Kraft, selbst nicht, als sich die Ostindische Gesellschaft durch Gesandtschaften
1755 von Madras aus ihrer annahm (wie 1755, 1757,
1757
1795 1795): der Einfluß der Europäer auf den Birmanenstaat war nie so groß, daß er in seinem Culturzustand etwas hätte verändern können.

VI.

VI. Siamesen.

De la Loubère description du royaume de Siam. Amsterd. 1714. 2 Voll. 12.

Turpin histoire civile et naturelle du royaume de Siam. Paris 1771. 2 Voll. 12.

Ueber Siam fehlen zwar alle Nachrichten vor der Ankunft der Portugiesen daselbst. Doch zeigt der Gebrauch der Balisprache in der Religion, und der Balischrift, eines indischen Syllabariums, bey Geschäften, 1. daß die Buddisten in den frühern christlichen Jahrhunderten auch den Einwohnern dieses Reichs einige Bildung mitgetheilt haben.

Als sie den Europäern durch die Portugiesen näher bekannt wurden, standen sie unter eigenen Königen; 2. im sechszehnten Jahrhundert aber geriethen sie eine Zeitlang in Zinsbarkeit des Birmanenkaysers von Ava. Mit dem Jahr 1663 began- 1663
nen die französischen Missionen zu Siam, welche zu 1673
zwey Gesandtschaften Ludwigs XIV. (1673 und 1687) 1687
an den dasigen Hof Veranlassung gaben, die auch die Siamesen einmahl (1683) erwiederten. Je begün- 1683

stigter eine Zeitlang die Franzosen in diesem Reiche waren, desto verhaßter wurden sie nach einigen Decennien durch ihre Herrschsucht und sarcastische Aeußerungen über den Hof und die Großen des Reichs,
1689 daß sie im Jahr 1689, als sich Pitra Scha auf den Thron geschwungen hatte, das Land völlig räumen mußten, worauf die Holländer und Britten daselbst emporkamen.

1689 bis 1767 3. Von 1689 - 1767 herrschten Pitra Scha's Nachkommen zu Siam. Sie verloren aber den Thron,
1765 als der Birmanenkayser zu Ava, Schembuan, 1765
1767 oder 1767 das Reich eroberte. Doch wurden bald darauf die Birmanen wieder daraus vertrieben, und

4. Phaia-Thae, der Befreyer desselben, zu seinem Beherrscher ausgerufen. Es verlor aber kurz darauf den Theil jenseits des Siamflusses, der zum Birmanenstaat geschlagen wurde.

Die Siamesen sind ein Schlag träger Menschen. Mit Unrecht sind sie zu dem Ruhm des gebildetsten Volks in Hinterindien gekommen: sie zeichnen sich vor ihren Nachbaren durch keine Geistesvorzüge aus. Und doch hätte ihnen dieses selbst bey ihrer Trägheit nicht schwer fallen können, da sie Sylbenschrift besitzen, die bey weitem kein so großes Hinderniß der Fortschritte in Kenntnissen ist, als die unzähligen Begriffszeichen ihrer Nachbaren. Aber so wie sich die Siamesen zu bewegen scheuen, so scheuen sie sich auch

auch zu denken: ihre körperliche Erschlaffung hat sich auch ihrem Geiste mitgetheilt.

Allen Unterricht des Volks besorgen die Talapoinen (in diesem Lande auch Tchaocou genannt), die aus Vorderindien sich mit ihrer kleinen Cultur auch nach Siam gezogen haben. Außer denen, welche ihre Klöster des Unterrichts wegen nur besuchen, wohnen auch viele von ihrem siebenten oder achten Jahre an bey ihnen, und kleiden sich wie sie, bis ihre Erziehung geendigt ist, worauf sie wieder in die Welt zurückkehren. Doch sind die Klöster keine Pensionsanstalten; sondern den jungen talapoinischen Zöglingen (den Nen, wie man sie im Lande nennt) wird ihre Nahrung aus dem elterlichen Hause zugesendet. Man lehrt sie aber in diesen Schulen weiter nichts, als lesen, schreiben und rechnen, etwas Moral und die Lehren des Sommona-Codom, welche die Talapoinen (oder Buddisten) aus Vorderindien dahin getragen haben. Nur die wenigen, die sich dem Mönchs- und Priesterstande widmen, oder zu öffentlichen Aemtern vorbereiten wollen, lernen noch die Balisprache, in denen die Religions- und Gesetzbücher abgefaßt sind.

Fast alles, was geschrieben wird, ist in Sylbenmaaß und Reime gepreßt: außerdem besitzen die Siamesen auch noch einen Vorrath eigentlicher Poesien, Liebeslieder, moralische und historische Gesänge. Bis zu einer ordentlichen Prosa haben sie ihre Sprache

noch nicht ausgebildet, ob sie gleich eine Art von Kanzelrednern haben. Die Talapoinen lesen bey gottesdienstlichen Versammlungen ein Stück aus ihren Balibüchern vor, und übersetzen und erklären es in der Siamischen Umgangssprache; aber in einem niedrigen und abgebrochenen, oder in einem mit Bildern angeschwellten, bombastischen Vortrag.

Was man ihnen von wissenschaftlichen Kenntnissen zuschreibt, das verdient keinen solchen Ehrennamen. Ihre ganze Mathematik besteht in Rechenkunst, in der sie es aber doch zu einer größern Vollkommenheit gebracht haben als die Sinesen, die ihr Rechenbret noch nicht entbehren können: sie rechnen schnell im Kopf und mit der Feder, und bedienen sich dabey der Ziefern. (Diese ihre Vollkommenheit vor den Sinesen verdanken sie dem Umstand, daß sie ihre kleine Cultur von den Buddisten aus Indien erhalten haben, wo die Erfindung und der Gebrauch der Ziefern uralt ist). Ihre Astronomie ist die platteste Astrologie; Sterndeuter sind immer um den König und seine Staatsbeamten, und der Kalender ist dazu bestimmt, daß dem Volke jährlich ihre Deutungen des Himmels vorgelegt werden. Ihre medicinische Gelahrtheit besteht in einer Sammlung ererbter Recepte, die ohne Kenntniß des menschlichen Körpers, ohne Rücksicht auf die besondern Symptome der Krankheiten nach einer bloßen Empirie angewendet werden. Ihren Chirurgen sind die geringfügigsten Operationen so fremd, daß

sie

sie sogar diese den Fremdlingen überlassen, die sich zufällig in ihrem Lande aufhalten. Die Strenge der Diät, die sie ihren Kranken vorschreiben, ist das Eigenthümlichste, das ihre Praxis auszeichnet. Ihre Chemie ist nicht die Wissenschaft, die wahren Reichthümer der Natur auszuforschen, sondern ein Suchen nach dem Stein der Weisen und nach Universalmitteln zur Verlängerung des Lebens und Abwendung des natürlichen Todes, das durch hundert Fabeln von Personen, die solche Geheimnisse besessen hätten, fortgehend unterhalten wird. Magie und Geisterbeschwörungen und alle Gattungen von Aberglauben stehen in allgemeinem Ansehen, und haben an den Talapoinen mächtige Beschützer. Allen magischen Künsten recht ernsthaft ergeben, treiben sie bey ihrer medicinischen Praxis böse Geister aus, und sammeln sie ihre medicinischen Kräuter nach astrologischen Rücksichten unter großen Ceremonien. Die Siamesen geben ihren Nachbaren in keinem Stück an Unwissenheit und Aberglauben nach.

Der Umgang mit Europäern hat bisher darin noch wenig geändert. Am ersten möchten noch ihre Arzeneymittel und ihre medicinische Praxis durch den Einfluß derselben gebessert worden seyn: sie haben sie die Eigenschaften der Quinquina und einiger andern Pflanzen und Wurzeln kennen gelehrt, die sie mit Erfolg anwenden. Doch haben die siamischen Aerzte noch so wenig durch das Beyspiel und den Unterricht der Europäer an Einsichten zugenommen, daß

wie vor Jahrhunderten, so auch jetzt noch die kleinen medicinischen Kenntnisse der Sinesen in Siam in der größten Achtung stehen, und sinesische Aerzte von allen Patienten, die sie bezahlen können, den einheimischen vorgezogen werden. Die letztern reichen nicht an die erstern, weil nicht Sinesen, sondern Buddisten aus Indien ihre Lehrer waren, die nie den Sinesen in ihren medicinischen Kenntnissen (so klein auch diese seyn mögen) gleich kamen.

Laos und Cambodja.

Für Siamesen werden auch die Einwohner in den Wäldern von Laos (d. i. dem Elephantenland) von Marini und Loubère erklärt; sie sind aber noch kein Gegenstand für die Geschichte. Die wenigen Nachrichten von ihnen stellen sie als rohe Barbaren dar, die unter dem religiösen Joche ausländischer Mönche, der sogenannten Priester des Schaka (der Talapoinen), stehen. Ihr großes Ansehen in diesem Reiche rührt von ihrer Geschicklichkeit in der Zauberkunst her; und wenn es wahr ist, daß die Talapoinen von Siam nach Laos als auf eine hohe Schule gehen, um die Lehre des Schaka daselbst, wo sie allein ächt zu finden sey, zu studieren; so ist wahrscheinlich der höhere Standpunkt, den die Schlauheit dieser Priester in diesem Lande einzunehmen gewußt hat, an dem Vorurtheil für sie Schuld. Wie wäre es sonst möglich gewesen,

gewesen, ihren Stand, der doch immer mit Aufopferung der Freyheit verbunden ist, so anziehend zu machen, daß man immer daselbst fortfährt, sich zu demselben zu drängen? Ihre Zahl ist nach und nach in Laos so groß geworden, daß sie endlich verzweifelten, sich, wie vordem, vom Betteln zu ernähren. Seit langer Zeit (zu ihrer Ehre sey es gesagt) lernen sie schon alle Arten von Handthierungen, und treiben sie in ihren Klöstern, deren Zellen in neuern Zeiten zum Theil in Werkstätte und Kaufmannsläden verwandelt worden sind.

Auszüge aus Marini und Loubère: in der allgemeinen Welthistorie. Th. XXIII. S. 632. (Halle 1761. 4.)

Vom Königreich Cambodja, das von einem Gemische von Japanesen, Cochinsinesen und Malayen bewohnt seyn soll, fehlt es beynahe noch an allen Nachrichten. Jetzt ist es, als nahe an der Linie gelegen, fast bloß an den Ufern der Flüsse und Seen bewohnt. Wenn es aber wahr seyn sollte, daß das Reich mit Ruinen prächtiger Gebäude angefüllt ist, so führt dieß auf eine ehemalige größere Bevölkerung, vielleicht von Mohren oder Mohammedanern, die vor der Ankunft der Portugiesen daselbst wieder daraus vertrieben worden.

Allgemeine Welthistorie. B. XXIV. S. 178. (Halle 1762. 4.)

VII. Mongolen und Kalmücken.

P. S. Pallas Sammlungen historischer Nachrichten über die Mongolischen Völkerschaften. Th. I. Petersburg 1776. 4.

Beyträge zur Kunde der Tatarey in Sprengel's und Ehrmann's Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. XIII.

Benj. Bergmann's momadische Streifereyen. Riga 1804. 4 Th. 8.

Die mongolischen Hirtenvölker in der sogenannten Tatarey, zwischen denen nur einzelne tatarische Horden herumziehen, theilen sich in zwei Hauptzweige: in **Mongolen** im engern Sinn, welche ihre östliche, und in **Kalmücken**, welche ihre westliche Hälfte beweiden.

Der Theil der **Mongolen**, welcher bis an die westliche Ecke des sinesischen Reichs streift und den Specialnamen der **Kalkas=Mongolen** führt, unterwarf sich, nach vieljährigen Streifereyen in das si-
1644 nesische Gebiet, bald nach dem Jahr 1644 den neuen Beherrschern von Sina, den Mandschu. Seitdem theilt der sinesische Kayser Titel und Länder unter die

die Chane der Kalkas = Mongolen aus. Es steht zwar immer noch ein Großchan an ihrer Spitze, aber seine Macht ist durch die sinesische Oberhoheit und die von ihr vorgenommenen Theilungen sehr eingeschränkt.

Unter den Kalmücken ragten die Soongaren geraume Zeit hervor. Nach dem ersten Viertel des 17ten Jahrhunderts stiftete ihr Oberhaupt, Batur, einen großen Staat, weßhalb ihm der Dalai = Lama
1635 den Ehrentitel Kontaischa (eines Schwanenfür- 1635
sten, der einen höhern Rang als Taischa bezeichnet) beylegte. Er unterwarf sich nicht nur die meisten kalmückischen Fürsten (Taischen), sondern auch die Kirgisen, und trat mit Rußland in ein Bündniß, mit dem Versprechen, ihm gegen seine Feinde beyzustehen.
Doch wankte diese seine Freundschaft im Jahr 1641, 1641
als Rußland die Kirgisen wie sein zinsbares Volk behandelte.

Unter Galdan Kontaischa, dem Gesetzgeber der Soongaren (im letzten Viertel des 17ten Jahrhunderts) fiengen die Kriege der Soongaren mit dem sinesischen Reiche an, die sich mit dazwischen einge-
tretenen friedlichen Zeiten bis 1754 fortzogen, wo 1754
sie sich mit der gänzlichen Auflösung des Soongarenstaats endigten. Ein Theil der Soongaren kam unter sinesische, ein anderer unter russische Oberhoheit. Viele Soongaren wanderten bald darauf nach Rußland aus, von denen aber ein großer Theil wieder

1770 mit den Torgauthen im Jahr 1770 in die verödete Kalmückey zurückkehrte.

Unter den Mongolen trifft man auf Spuren einer doppelten Cultur: die älteste, vor Dschinkischans Zeit, die sich nie wieder verloren hat, war bloß religiös, und stammte aus Indien; die spätere, die Dschinkischan einzuführen suchte, war politisch und litterarisch, und von keiner Dauer.

I. Vor dem Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts, ehe Dschinkischan das große Mongolische Reich gründete, waren die Mongolen und Kalmücken der Lamaischen Religion zugethan. Sie war aus Tibet in ihre Steppen getragen worden; folglich ein Geschenk der Buddisten aus Indien, die seit den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung einen großen Theil von Asien als Indische Glaubensprediger durchstreift, und allerwärts Anhänger gefunden haben. Dieser Lehrbegriff herrscht noch jetzt unter ihnen; und zum Andenken des Indischen Ursprungs ihrer Religion haben sie noch Aennätkäksche Schriftzeichen unter sich, ob sie gleich nichts mit ihnen Geschriebenes verstehen, sondern höchstens dieselben lesen können. Nun soll das Land Aennätkäk nach dem Vorgeben der Tibetanischen Priester im südlichen Asien liegen; und die Kalmücken rechnen auch Bengalen unter die Aennätkäkschen Provinzen: womit die Lage Bengalens übereinstimmt, das auf der Südseite von Tibet liegt. Aber auch von diesen

Schrift-

Schriftzeichen und ihrem Namen abgesehen, so beweist die Uebereinstimmung der Mongolischen Religionslehren mit denen der Hindu überflüssig, daß Indien ihr Vaterland seyn müsse.

Ueber Aennätkäk: Bergmann's nomadische Streifereyen. Th. III. S. 15.

Ob nun gleich vor Dschinkis Zeit Priester unter den Mongolen und Kalmücken gelebt haben, bey denen man Indische Schreibkunst zu suchen hat; (denn die Buddisten haben sie aus Indien in alle die übrigen Länder mitgenommen, in die sie ihren Lehrbegriff getragen haben); so scheint sie doch nicht an die Mongolische Nation übergegangen zu seyn: denn als Dschinkis unter ihr auftrat, konnte kein Mongole lesen und schreiben. Alle höhere Cultur, die etwa vor dem dreyzehnten Jahrhundert in der Mongoley zu finden war, kann bloß ein Eigenthum der Priester gewesen seyn.

II. Unter die Mongolische Nation suchte zuerst Dschinkischan einige Cultur zu bringen: doch waren seine Bemühungen vergebens, und, wenn man die Schreibkunst abrechnet, zu welcher sie sich seit seiner Regierung bequemt haben, worin hätten sie sich von ihrem früheren rohen Zustande entfernt?

Ein Uigure (Igure) lehrte sie schon (1204) schreiben, ehe noch die Uigurische Nation selbst, aus Achtung gegen Dschinkis Heldenruhm, sich ihm (1209) unter-

unterworfen hatte. Die Nestorianischen Syrer hatten ihr mit dem Christenthum Schreibkunst und mancherley Kenntnisse gegeben: aber in welchem Stücke der Cultur hätten die Uiguren den Mongolen zum Muster gedient?

Uigurische Schrift: s. J. G. Eichhorn's Geschichte der neuern Sprachenkunde §. 22.; *Plan. Carpin* voyage en Tartarie c. 5. p. 40. er corrumpirte Uiguren in Huiren. Vergl. *Becdavy* Tariki Khatai p. 54. Fundgruben des Orients. B. II. Heft 2. S. 167.

Bey der Eroberung der Hauptstadt Jeh-king in Sina (1217) ward Dschinkis mit dem Kitaner, Ilidschuzai, bekannt, der bisher in Diensten der Nudschen in Sina gestanden hatte, und mit Regierungsgeschäften praktisch bekannt war. Dschinkis ließ sich von dieser Zeit an von ihm berathen. So war er die Seele aller Beschlüsse auf dem allgemeinen Reichstag, den Dschinkis nach der Vollendung seiner Eroberungen (1223) hielt, auf welchem er die Regierung seiner eroberten Länder organisirte, und für sie ein kurzes Gesetzbuch entwarf.

Ein Fragment der mit Uigurischen Buchstaben niedergeschriebenen Gesetze, der Jaça (oder Jassak) Gengiz-Khani, findet sich im Anhang der französischen Uebersetzung der Institute Timur's: Instituts politiques et militaires de Tamerlan. Paris 1787. 8.

Wie manches cultivirte Land lernten die Mongolen unter Dschinkis nächsten Nachfolgern kennen, unter denen sie ihr Reich von Sina, dem östlichen Weltmeer

bis

bis an den Dniepr und bis zum mittelländischen Meer ausdehnten! Juden, Mohammedaner und Christen eilten unter sie, und boten ihnen ihre Kenntnisse an. Die Mongolen aber änderten sich dabey im Innern und Aeußern wenig; nur der Hof ihrer Chane ward der Sitz des Luxus und der Schwelgerey.

S. Asien im Mittelalter im vorigen Bande S. 237.

Unter Koblai, dem 4ten Großchan (1260–1294), der seine Residenz nach Sina verlegte, umgab den Mongolischen Hof der schönste Glanz der Cultur. Koblai's Riesenarm umfaßte eine halbe Welt: die Mongoley, ganz Sina, und mehrere Indische Reiche beherrschte er unmittelbar; mit den Beherrschern der großen und kleinen Bucharey, mit den Königen im nördlichen Hindostan, in Persien und Syrien als seinen Vasallen und Verwandten stand er in der genauesten Verbindung: und diese Welt ward von einer weisen Hand geleitet. Er öffnete die Häfen seines weiten Reichs den fremden Kaufleuten und Seefahrern; und gab den reichen Caravanen aus den beyden Buchareyen, aus Persien, Hindostan und Syrien durch sein unermeßliches Gebiet sicheres Geleite: Handel und Gewerbe im südlichen und östlichen Asien kamen in die schönste Blüthe, und die Wohlthaten des Handels und der Gewerbe verbreiteten sich über alle Gegenden und Klassen von Einwohnern in Sina und in der Mongoley. Wie hoch achtete er nicht Künste und Wissenschaften! wie viele kunstreiche und gelehrte Chri-

sten

sten und Mohammedaner zog er an seinen Hof und in sein Reich! wie freygebig belohnte er Künstler und Gelehrte! Von dem Geschmack des edeln Luxus, dem Koblai noch anhing, zeugten die vielen Städte, welche er zum Theil neu erbaute, zum Theil erweiterte und verschönerte.

Aber diese herrlichen Züge eines ausgebildeten Geistes waren bloß Züge eines Einzigen, des Großchans, nicht der Nation, aus der er stammte. Die Muster der Bildung, die er in ihrer Mitte aufstellte, blieben ohne Nachahmung. Die auswärtigen Künste und Wissenschaften, die er in sein Reich zog, blieben ein Eigenthum der Fremdlinge, welche sie in dasselbe gebracht hatten: wenig davon gieng an die Sinesen, noch weniger oder gar nichts an die Mongolen über.

Aber Oktai war auch der letzte aus Dschinkis Hause, auf welchem der Geist des Stammvaters ruhte: gleich nach ihm entartete der Mongolische Stamm unter Sinesischem Himmel; und wie daselbst aus Mongolischen Eisenfressern feige Weichlinge wurden, so kehrten sie in ihrem Vaterlande, der Mongoley, zu ihrer vormaligen Rohheit zurück.

Timur's 35 Feldzüge gegen die Tatarey und Persien, gegen Indien und Natolien (von 1359-1404) verkündigten zwar zum zweytenmahl den Mongolischen Namen einer halben Welt; aber 45 Jahre ununterbrochener Kriege konnten eher ein gebildetes Volk in

Barbarey

Barbarey stürzen, als ein ungebildetes derselben entreißen. Sie hinterließen nichts als Entvölkerung und Zerstörung, und ließen ihrem Urheber keinen Raum zur Bildung seines Volks, und zu Anstalten für die Künste des Friedens, obgleich sein Genie ihren Werth begriffen hatte, wie viele seiner Aeußerungen verrathen, die unter dem Namen seiner Gesetze aufbehalten worden.

Timur's Gesetze: s. im vorigen Bande S. 259.

Was Hulaku-Ilekan, Dschinkischans Enkel (1259) und Ulug-Beigh, Timur's Enkel (vor 1450), für die Astronomie thaten, das machte zwar dem Mongolischen Namen Ehre; gehört aber mehr zur Persischen als zur Mongolischen Litteratur.

J. G. Eichhorn's Geschichte der Litt. Th. I. S. 236.

III. So reich an schönen Anlagen die Mongolische Nation vielleicht seyn mag, so ist doch auch seitdem bis auf die neuesten Zeiten kein Mann von Geist und Kraft unter ihnen aufgestanden, der sie aus ihrer Rohheit und Barbarey gerissen hätte (1450-1800).

Seit Dschinkischan die Schreibkunst unter die Mongolen gebracht hat, ist zwar Lesen und Schreiben allen Mongolen und Kalmücken gemein, die nicht zu dem Auswurf der Nation gehören; aber an Ausbildung des Geistes wird noch nicht gedacht. Selbst der Unterricht im Lesen und Schreiben wird meist

den

den Müttern überlassen: und wie viele sind dazu geschickt? Denn nur die Söhne der Fürsten, und die, welche dem Priesterstand erzogen werden sollen, genießen einen Unterricht in Schulen (in dem Churull, dem Platz, auf welchem die Hütten der Geistlichkeit in einer Horde umher gestellt sind). Und wie dürftig ist dieser Unterricht! Der Lehrer sagt dem Schüler Tangutische Gebete vor, welche dieser nachspricht: und hat er die kürzern und längern Gebete in sein Gedächtniß gefaßt; so wird er Tangutisch (oder Tibetanisch) zu lesen und zu schreiben gelehrt, auf Schreibebretern, in welche Asche so eingerieben ist, daß ein feiner Staub sie überzieht, in welchen die Buchstaben sich zeichnen und wieder auslöschen lassen. Wer etwas Tangutisch versteht, und es schreiben kann, der hat seinen wissenschaftlichen Cursus vollendet, und ist zu einem geistlichen Amte geschickt: bis zu einem wirklichen Verstehen des Tangutischen bringen es die Wenigsten, obgleich die Mongolischen Priester seiner völlig mächtig seyn sollten, da ihre Religionsschriften darin abgefaßt sind. Eine solche Kenntniß des Tangutischen ist aber jetzt so selten, daß schon die Geistlichen für große Gelehrte gelten, die es nur mit Fertigkeit lesen können.

Es ist zu bedauern, daß man die Tangutische Sprache, die in den Schulen gelernt wird, nicht näher beschrieben findet: ist es die gemeine Sprache des Landes? oder die des Gottesdienstes? Im letztern Fall würde

würde es Bali seyn, in welchem alle gottesdienstliche Schriften der Tibetaner abgefaßt sind.

Nachdem die Mongolen in den Besitz der Schreibkunst gelangt waren, müssen sie bald darauf dieselbe nicht bloß zu Geschäften, sondern auch selbst zur Abfassung von Büchern gebraucht haben: denn man unterscheidet jetzt die Umgangssprache von der gelehrten Schriftsprache, welche selbst die Mongolische Geistlichkeit nicht so vollkommen verstehen soll, daß sie dem Lernbegierigen alle Stellen der mongolischen Bücher erklären könnte. Hat diese Angabe Grund, so hat man wohl unter der Mongolischen Büchersprache einen veralteten Dialect zu verstehen, der jetzt besonderer Erläuterung bedarf; nach welcher Voraussetzung die Mongolischen Schriften schon vor mehreren Jahrhunderten verfaßt seyn müßten.

Joh. de Monte Corvino, welchen der Pabst in die Tatarey schickte, und welcher c. 1305 Bischof zu Cambalu (Peking) war, soll das N. T. in die Mongolische Sprache übersetzt haben. *Mosheim* hist. eccles. Tatarorum. p. 96.

Außer ihren theologischen Schriften kennt man bisher einige gedichtete Erzählungen der Mongolen nach Uebersetzungen. Die letztern zeugen von Geist, und sollen sich noch gefälliger in der Originalsprache ausnehmen, da die Mongolische Sprache einen poetischen Schwung und gewissen mahlerischen Ausdruck habe, der in den Perioden Empfindungen und Situa-

 tionen

tionen mit Tönen nachahme. Dieser poetische Schwung im Mongolischen soll durch die kurzen Sylben und die vielen Vocale, welche ohne Verletzung des Ohrs zusammengehäuft würden, und durch ein gewisses Bestreben, der Rede durch Zusammenziehen und Umschmelzen harter Buchstaben Wohllaut zu geben, nicht wenig befördert werden.

Mit ihren Religionsbüchern gehen die Mongolen wie mit einem Heiligthum um. Ein solches Buch, das Bergmann sah, hatte eine sehr sorgfältige Umhüllung: die Blätter waren erst in ein gelbes, dann in ein rothes Buch gewickelt; seine äußere Umkleidung machten ein paar mit Riemen festgeschnürte Breter. Daher werden auch Religionsbücher nur an einem für heilig gehaltenen Orte, oder auf einem eigenen Polster entkleidet und aufgeschlagen. Selbst für die meisten Priester sind es im Grunde verschlossene Bücher; ihre Sprache verstehen Wenige; am ersten noch die Oberpriester.

Benj. Bergmann's nomadische Streifereyen. Th. I. S. 25.

Uebersetzungen poetischer Werke: 1) Ein Heldengesang aus der Dschangariade in Bergmann's nomad. Streifer. B. IV. S. 181. 2) Kalmückische Lieder in Pallas Nachrichten von den Mongolischen Völkerschaften. Th. I. S. 153. 3) Ein Burättisches Lied in Joh. Georg Gmelin's Reise (in 8.) Th. III. S. 370. 4) Mongolische Erzählungen oder kleine Romane (Ssiddi-Kür) in Bergmann's nomad. Streifereyen. Th. I. S. 247.

Ueber=

Uebersetzungen theologischer Schriften: 1) Der Jaertünutschin Tooli (Weltspiegel); enthaltend Aufschlüsse über die Lamischen religiösen Sagen, übersetzt in Bergmann's nomad. Streifer. Th. III. S. 185. 2) Bokdo Gaessaerchan, eine Mongolische Religionsschrift in zwey Büchern. Ebendas. S. 331. 3) Uschandarchau, eine Mongolische Religionsschrift. Ebendas. S. 285. 4) Goh Tschikitu, eine Mongolische Religions-Urkunde. Ebendas. Th. IV. S. 13. 5) Jährig, ein enthusiastischer Freund der Mongolen, der sich mehrere Jahre in litterarischer Hinsicht unter den Mongolen aufgehalten und sich eine ausgebreitete Bekanntschaft mit den Mongolischen Dialekten erworben hatte, gab fragmentarische Uebersetzungen der Mongolischen Religionsschriften, (wie Bergmann Th. I. S. 16. urtheilt), nicht mit der nöthigen Geschicklichkeit, die Kraft des Mongolischen Ausdrucks und die Schönheiten einzelner Stellen in seine Uebersetzungen zu bringen. Vergl. Pallas Nachrichten von den Mongolischen Völkerschaften. Th. II. — Ein Verzeichniß der heil. Schriften der Mongolen liefert Bergmann a. a. O. Th. III. S. 118.

Jetzt sind die Bücher der Mongolen und Kalmücken bloß geschrieben: doch hatten ehedem die Kalmücken an der Wolga Buchdruckereyen, nach der Weise der Tibetaner und Sinesen, mit in Holz geschnittenen Tafeln: in Sina sollen noch auf des Kaysers Kosten zuweilen Mongolische Bücher gedruckt werden; und Bayer hat zuerst aus einem solchen Sinesischen Druck die Mongolischen und Mantschurischen Buchstaben genauer bekannt gemacht. Im Anfang

1731 fang des achtzehnten Jahrhunderts (1731) hat Johann Renat, aus Stockholm, an dem Hoflager des Soongarenfürsten, Kontaischa, eine Druckerey nach Europäischer Art mit beweglichen Buchstaben von Zinn angelegt.

T. S. Bayer de litteratura Mongolica etc. in den Commentar. Acad. Scient. Petrop. T. III. p. 389. T. VI. p. 325.

Die Mongolisch-kalmückischen Handschriften sind meistens auf schmale Queerfolioblätter geschrieben. Jedes Blatt wird sorgfältig geglättet, beschnitten, und dann mit Rand- und Zeilenlinien in abgemessenen Entfernungen durchfurcht. Statt des Bleystifts braucht man eine Art von Falzbein; statt des Lineals einen Stab von vier gleichseitigen Flächen. Die Kalmückischen Schreibmaterialien liegen in einem hölzernen Futteral, das an einem Ende schmal zusammenläuft, an dem andern ziemlich weit ausgebogen ist. In einem solchen Schreibzeug liegen einige Federn, ein paar große Pinsel und Tusche. Beym Schreiben ruht das Papier auf dem Knie, und in der linken Hand ein mit Tusche getränkter Pinsel, welcher die Feder durch eine leichte Bewegung von unten nach oben mit Tinte versorgt.

Bergmann's nomad. Streifer. Th. I. S. 104.

Medicin und Astrologie sind die einzigen Wissenschaften, welche unter den Mongolen außer ihrer Theologie die Geistlichen beschäftigen: doch nicht in

einer

einer systematischen Verbindung. Sie bestehen in einzelnen unzusammenhängenden Kenntnissen, die man mehr auf gutes Glück, als nach Grundsätzen anwendet.

Ihre Lebensart macht die Kalmücken und Mongolen ungesund. Im Sommer erzeugt die Hitze, vielleicht auch der Genuß des gefallenen Viehs, gefährliche Fieber; im Winter die Kälte Keichhusten; zu allen Zeiten die Unreinlichkeit, widerliche Ausschläge, und der übertriebene Genuß der Stutenmilch, Augenkrankheiten. Ihre Aerzte (Aemtschi) sind aus dem Priesterstande; sie heilen nicht bloß innere, sondern auch äußere Schäden: nur Beinbrüche überlassen sie den Vieharzten (den Otoschi). Die erstern geben vor, ihre Wissenschaft aus Büchern zu erlernen; sie sind aber offenbar nur auf wenige Heilmittel, ohne alle allgemeine Grundsätze, eingeschränkt. Aus Puls und Urin wollen sie hauptsächlich den Sitz und die Beschaffenheit der Uebel einsehen können; sie wenden ihre Mittel nach einer bloßen Empirie und unter der Vorschrift einer strengen Diät an. Außer einzelnen wirklichen Heilmitteln: der Rhabarber, Ipekakuanha, Magnesia u. s. w. nehmen sie in gefährlichen Krankheiten ihre Zuflucht zu heiligem Wasser und andern Dingen, welche den Göttern in Opferschaalen dargebracht werden: ihr letztes und theuerstes Mittel sind öffentliche Gebete. Die wichtigste Sorge der Mongolischen Aerzte für ihre Kranken ist die Vorschrift einer strengen Diät,

 die

die nach der Verschiedenheit der Krankheiten bald nichts als magere Fleischbrühe, bald nichts als dünnen Mehlbrey, bald bloßen Thee ohne Milch zuläßt. Keine Krankheit richtet aber größere Verwüstungen an, als die Pockenepidemie, vielleicht weil die dicke Kalmückische Haut das Durchbrechen der Pocken hindert.

Astrologie ist eine zweyte sehr ernsthafte Beschäftigung der Mongolischen Priester, die von ihrer Wissenschaft Dsurchaitschi heißen (von Dsurchai, Astronomie). Man unterscheidet zwar noch die Astrologen von den Astronomen: indem man die Astronomie Zagann Dsurchai (weiße Astronomie) und die Astrologie Charra Dsurchai (schwarze Astronomie) nennt: aber genau genommen ist der Mongolische Astronom nichts als Astrolog. Mag auch ehedem der Zagann Dsurchaitschi Sonnen- und Mondsfinsternisse haben berechnen können: gegenwärtig beschäftigen ihn solche Berechnungen nicht mehr; er hat bloß die Feste und Fasttage nach den Mondsveränderungen zu bestimmen; und diese ordnet er nicht nach astronomischen Beobachtungen, sondern nach der Anleitung der bereits vorhandenen Mondstafeln an. Der Astrolog (Charra Dsurchaitschi, der schwarze Astronomen) deutet den glücklichen oder unglücklichen Ausgang dessen, worüber er befragt wird, aus dem Zusammentreffen der Planeten mit den Fixsternen; zu dieser seiner Kunst befragt er wenigstens gegenwärtig nicht mehr die Gestirne, sondern astrologische Bücher, in welchen bereits die Tage mit den Constellatio-

stellationen in Uebereinstimmung gebracht sind. Dennoch ist das Ansehen dieser Sternweisen als Vorherverkündiger der Zukunft groß: ohne ihren Rath wird keine Vermählung, keine Beerdigung, keine feyerliche Handlung irgend einer Art vollzogen; ja überhaupt nichts im Privatleben des gemeinsten Menschen unternommen.

Benj. Bergmann's nomad. Streifereyen. Th. II. S. 323.

Alle übrigen Kenntnisse der gemeinen Mongolen beschränken sich auf Traditionen oder Erfahrungen, die sie selbst auf ihrer Steppe gemacht haben. So bestehen ihre historischen Kenntnisse bloß in mündlichen Ueberlieferungen (denn die schriftlichen der fabelhaften Vorzeit kennen nur die Priester); ihre chemischen Kenntnisse bestehen im Schmelzen der Metalle, die sie von ihren Vorfahren als ein Handwerk erlernt haben; ihre Naturkunde in der Kenntniß der Pflanzen ihrer Steppe, die sie täglich vor Augen sehen. Was nicht ihr Vieh und ihren Lebensunterhalt betrifft, bekümmert sie nicht.

VIII. Japanesen.

Engelbert Kämpfer's Geschichte und Beschreibung von Japan; herausg. von Chr. Wilh. Dohm. (Lemgo 1777—1779. 2 B. 4.) B. I. S. 100.

De Charlevoix Histoire et Description generale du Japon. (Paris 1736. 2 Voll. 4.) T. I. p. 41—56.

Carl Pet. Thunberg's Reisen. Aus dem Schwedischen. (Berlin 1792—1794. 2 B. 8.) B. II. 1. S. 106. 2. S. 36 ff.

1. Bis zum Jahr Christi 1191 ist die Geschichte von Japan ein Gewebe von Fabeln, mit denen ungewisse Namen und Jahrzahlen belebt werden sollten.

1586 2. Von 1191-1586 bildete Japan eine Sammlung kleiner Königreiche, die ein Kayser (Dairi), mit weltlicher und geistlicher Macht bekleidet, beherrschte. Die Unterkönige saßen als Statthalter in den Provinzen mit unumschränkter Macht, und hiengen von dem Kayser durch Huldigung und jährlichen Tribut ab. Doch ward der weltliche Theil der kayserlichen Macht seit dem letzten Viertel des 12ten Jahrhunderts durch die oberste Feldherrnstelle sehr beschränkt, die Joritomo erblich an seine Familie brachte; ein wahres Japanisches Majorat.

In

In dieser Periode bedrohete Koblai von Sina aus (seit 1281) zweymahl Japan mit einer Flotte, die aber beydemahle in dem gefährlichen Meere scheiterte. Diesen Begebenheiten gleichzeitig (am Ende des 13ten Jahrhunderts) brachte Marc Polo die ersten Nachrichten von Japan unter dem Namen Zipangri nach Europa; eine bleibende Verbindung mit ihm wurde aber erst 1541 durch drey Portugiesische Kaufleute gestiftet, 1541
welche auf ihrer Reise von Siam nach Sina durch einen Sturm dahin verschlagen wurden. Seitdem hatten Portugiesen, und kurz darauf auch Spanier als Kaufleute und Jesuiten als Missionäre ein völlig freyes Verkehr auf Japan, bis der Betrug der Kaufleute und die Einmischung der Jesuiten in die Regierung des Landes, und die Revolution 1586 alles gute Ver- 1586
nehmen des Reichs mit den Europäern störte, und den Missionen und zuletzt auch der christlichen Religion daselbst ein Ende machte.

3. Im Jahr 1586 übergab der Kayser Afokimats 1586
seinem Obergeneral Taiko zu seiner Militärmacht auch die Verwaltung der politischen und Civilgeschäfte. In kurzem hatte er die Unterkönige aus der Verwaltung der Provinzen getrieben, und die Statthalterschaften mit seinen Creaturen besetzt. Dadurch war Japan in eine unumschränkte Monarchie verwandelt, deren weltliches Oberhaupt (Kubo) seinen Sitz zu Jedo nahm, und dem Dairi, der nichts als Hoher-Priester blieb, seinen Sitz zu Miaco anwieß, wo er als Staatsgefan-

gener vor aller Gemeinschaft mit der übrigen Welt bewacht wird, und in Ueberfluß ohne Geschäfte lebt: denn alles was am Hof des Dairi anzuordnen ist, besonders alle kirchlichen Angelegenheiten, besorgt ein vom Kubo eingesetzter Hofmarschall oder Oberrichter. Im Grunde hängt daher alles von dem weltlichen Regenten (dem Kubo) ab, und der Dairi ist eben so gut Nominalhoherpriester, wie er bloßer Nominalkayser ist.

Doch brachte Taiko diese Allmacht nicht auf seine Familie, da er für sie bloß einen minderjährigen Sohn hinterließ; Jejas, den er bey seinem Tode bis zur Volljährigkeit seines unmündigen Sohnes zu dessen
1617 Vormund bestellte, warf sich 1617 zum unumschränkten weltlichen Machthaber statt seines Mündels auf; und seine Nachkommen herrschen bis auf diesen Tag durch den Schrecken des härtesten Despotismus in Japan.

Taiko sowohl als Jejas hielten die bis dahin nach Japan zugelassenen Europäer für ihre neue Macht gefährlich: sie nahmen daher bey der Revolution den Portugiesen und Spaniern ihre Handelsfreyheiten, und den Missionaren die Erlaubniß, ihre Mission fortzu-
1611 setzen: doch wurden die Holländer 1611 auf die Versicherung, daß sie von einem andern Glauben als die Jesuiten wären, und sich bloß mit der Handlung beschäftigten, zugelassen. Ein zweyter Sturm ergieng
1637 über die Portugiesen 1637, wo sie sammt allen Missionaren und der christlichen Religion auf ewig aus dem

Reiche

Reiche verbannt wurden, und das Christenthum durch grausame Inquisitionsgerichte ausgerottet ward. Seitdem ist nicht bloß den Japanesen das Besuchen fremder Länder bey Todesstrafe verboten, sondern es ist auch außer den sinesischen und holländischen Fahrzeugen den Schiffen aller übrigen Nationen der Zutritt nach Japan verwehrt, und selbst die beyden begünstigten Nationen stehen unter harten Einschränkungen.

Die bis jetzt bekannt gewordenen Einwohner von Japan (denn viele Gegenden des Landes sind noch von keinem europäischen Fuß betreten worden) sind ein durch Sinesen cultivirtes Mongolen = oder Kalmückenvolk. Zwar wohnen neben ihnen auf dem Sund von Inseln, den man das Japanische Kayserthum nennt, noch andere Stämme, die auch beachtet werden sollten: diese aber liegen noch, aus Mangel an Nachrichten, außer dem Gebiet der Geschichte.

Schon um das Jahr 72 nach Christus sollen Buddisten aus Indien auf Japan gelandet seyn, und den Gottesdienst des Schaka gepredigt haben: sie brachten wahrscheinlich (wie in die hinterindischen Länder, in die sie gewandert sind) auch in diesen ihren neuen Wohnsitz Schrift und heilige Bücher mit. Denn noch jetzt sollen die Japanesen im Besitz von Gebeten und Religionsgesetzen seyn, die in einer selbst ihren Priestern unverständlichen Sprache abgefaßt sind; wobey man auf Balischriften beynahe gezwungen

zwungen rathen muß. Es scheint aber kaum, daß die Cultur gehaftet hat, welche diese Ankömmlinge den Japanesen hätten geben können: wenigstens die Schreibkunst haben sie von ihnen nicht angenommen. Denn die Schrift, deren sie sich bedienen, das Syllabarium der Mongolen, war vor dem dreyzehnten Jahrhundert in der Mongoley noch nicht vorhanden: und daß es früher in Japan als in der Mongoley gebraucht worden (wie man vielleicht vermuthen könnte), ist gegen die Geschichte, die es in der Mongoley aus der Uigurischen Schrift entstehen läßt. Ueberhaupt weißt die innere Beschaffenheit der Japanischen Geschichte auf einen späten Gebrauch der Schreibkunst bey den Japanesen hin. Sie ist bis zum dreyzehnten Jahrhundert ein bloßes Gewebe von Fabeln, welches schwerlich der Fall seyn könnte, wären die Japanesen schon früh ein schrifterfahrnes und schreibendes Volk gewesen.

Die übrige Cultur der Japanesen stammt aus Sina, mit dem sie in frühern Zeiten in Handelsverbindungen gestanden zu haben scheinen: denn ihre Kunst und Zeitrechnung, ihre Medicin und Astrologie sind rein Sinesisch; und seitdem sie im Besitz einer eigenen Schrift sind, haben sie die vornehmsten Sinesischen Schriften in ihre Sprache übersetzt.

Unter einer strengen Erziehung, die aber von körperlichen Züchtigungen wenig weiß, lernen die meisten Japanesen in öffentlichen Schulen lesen und

schreiben.

schreiben. Ihre Geistlichen sind die Lehrer der Jugend; Knaben und Töchter genießen, jedes Geschlecht in besondern Schulen, ihren Unterricht bis in ihr vierzehntes Jahr, und dann widmen sie sich ihrer künftigen Lebensweise. Den gelehrten Stand bilden die Geistlichen des Landes, welches auch der Regel nach die einzigen Schriftsteller sind: für sie ist eine höhere Bildungsanstalt, der Hof des Dairi zu Miako, vorhanden; so viel man weiß, die einzige Japanische Universität, oder der einzige Ort des Reichs, wo Wissenschaften und Studien förmlich und von Mehreren gemeinschaftlich getrieben werden. Hier werden die Studierenden auf öffentliche Kosten unterhalten und in Poesie und Landesgeschichte, in Mathematik und Astronomie unterwiesen; hier werden alle Bücher gedruckt, auch alle Kalender gemacht, aber nicht gedruckt: denn ihr Druckort ist Isie.

Die Sinesischen Begriffszeichen lernen die Japanesen mit vieler Geduld, lesen sie aber in ihrer Sprache: nur die lernen auch die Sinesische Landessprache, welche in ein engeres Handelsverkehr mit den Sinesen zu treten die Absicht haben; die Gelehrten aber nicht, weil sich Sinesische Bücher ohne Kenntniß der Sinesischen Sprache verstehen lassen. Dolmetscher und manche Aerzte lernen Holländisch, letztere, um sich mit Holländischen Aerzten und Chirurgen, die häufig in ihr Land kommen, über ihre Kunst unterhalten zu können, und durch sie zu lernen: manche

versteigen

versteigen sich selbst bis zum Latein, der medicinischen Schriften halber, die ihnen durch die Holländer bekannt geworden sind. Aber ihre ausländische Sprachkunde geht auf Weniges zusammen, und reicht selten hin, ein Buch zu verstehen. Indessen macht schon dieser gute Wille ihrer Gelehrigkeit Ehre, die noch jeder Europäer an ihnen gerühmt hat: sie haben von ihnen gelernt, so oft sie dazu Gelegenheit hatten, wie **Kämpfer, Thunberg** u. A. bezeugen.

Dennoch steht alles wissenschaftliche Wissen bey ihnen noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Die Theile desselben, welche zu den Bedürfnissen des täglichen Lebens gehören, lernen sie zwar wie ein Handwerk, durch bloße Routine; für die übrigen aber, welche zur Ausbildung des Geistes dienen, haben sie keinen Sinn, weil es ihnen dazu an Antrieb äußerer Bedürfnisse fehlt. Ihre sogenannten Studien sind daher auf Moral, Geschichte, Theologie, Astrologie und Medicin eingeschränkt, und darauf auch ihre Schriften, die in keiner kleinen Zahl vorhanden sind. Bey andern Nationen sind noch Rechte ein Gegenstand, der durch Schriftsteller ausgebildet wird; aber die Strenge des Japanischen Despotismus hat sie ihnen nie zur Bearbeitung eingeräumt: nur der Buchstabe der wenigen Gesetze gilt, und wird mit der größten Strenge ausgeführt.

Poesie ist in Japan geehrt und beliebt: man verewigt durch sie das Andenken der Götter, Helden und

und anderer merkwürdigen Männer nicht nur in einzelnen Liedern, sondern selbst in Dramen. An letztern hat der Geschmack wenig Antheil; die Japanischen Schauspiele sind vielmehr unförmliche versificirte, zuweilen auch mit Musik begleitete Farcen, in denen eine Heldenthat oder Liebesgeschichte ohne alles moralische und ästhetische Interesse durchgeführt wird. Ihren Beyfall beym Pöbel verschaffen sie sich durch den lächerlich = schrecklichen Aufzug der Schauspieler und ihre verzerrte Action. Weder Geschmack, noch Kunst, noch Sittlichkeit können durch das Japanische Schauspiel gewinnen.

In einem Lande des unumschränktesten Despotismus kann es keine Volkswissenschaften, keine Philosophie, keine Geschichte geben. Die ganze Philosophie besteht in einzelnen Tugendsprüchen; die Geschichte ist ein Geheimniß des Hofs, das nicht leicht Preis gegeben wird. Sie darf nur am Hof des Dairi von königlichen Prinzen und Prinzessinnen geschrieben werden. Mit unglaublichem Argwohn wird alles vor der Kunde des Volks verwahrt, bis auf den Namen des Kaysers: wie oft ist es den Europäern unmöglich gewesen, den Namen des regierenden Kaysers und seiner nächsten Vorweser zu erfahren; erst nach seinem Tode darf er allgemeiner bekannt werden. Die Reichsannalen werden lange Zeit nach ihrer Abfassung sorgfältig im Palast verwahrt, und höchstens einzelnen vertrauten Personen in der Handschrift mitgetheilt: erst nach

dem

dem Ablauf einer geraumen Zeit werden sie gedruckt. Wie können Geschichtwerke bey solchen Einschränkungen in Materie und Form erträglich werden? wie können sie nur auf eine halbe Glaubwürdigkeit Anspruch machen? Ist es zu verwundern, daß nicht bloß die ältere Geschichte von Japan, sondern auch die neueste höchst unsicher und ungewiß ist?

Ihre wissenschaftlichen Kenntnisse haben die Japanesen aus Sina. Um sich dieselben zuzueignen, lernen manche ihrer Gelehrten die Sinesischen Begriffszeichen lesen; und die geschätztesten Sinesischen Werke werden in Japan nachgedruckt. Da nun die Japanische Sprache in ihrer innern Natur und Construction von der Sinesischen ganz verschieden ist, so wird zur Bewirkung eines ungehinderten Lesens die Constructionsordnung durch Zeichen angedeutet, die den Begriffszeichen beygefügt werden. Der Druck selbst aber ist wie in Sina ein Holzschnittdruck; doch übertrifft er den Sinesischen in Zierlichkeit des Schnitts, in Feinheit der Tinte und des Papiers und in der Artigkeit der Zusammenfügung.

Wie die Sinesen rechnen die Japanesen mittelst eines Rechenbrets, ohne welches selbst Kaufleute mit den leichtesten Rechnungen nicht fertig werden können. Das Feldmessen und die Kunst, Plätze und Gegenden aufzunehmen und Landcharten zu verfertigen, haben sie von den Sinesen erlernt. Sie besitzen daher sowohl von ihrem ganzen Lande gute geographische,

als

als von einzelnen Städten und Gegenden zuverlässige topographische Charten. Von ihren Sinesischen Lehrern ist aber auch eine sklavische Beharrlichkeit bey dem einmahl Empfangenen und Erlernten auf sie geerbt. Man findet daher keine Spuren von einigem Wachsthum in dieser Kunst. Ihre neuesten Charten sind von denen, die Kämpfer nach Europa brachte, in keiner Kleinigkeit verschieden.

Auch ihre Zeitrechnung ist Sinesisch. Neben der Rechnung nach den Regierungsjahren der jetzt herrschenden Dynastie bedienen sie sich noch eines doppelten Sinesischen Cyklus von 20 und 60 Jahren zur Zeitrechnung, die auch, verglichen mit den Regierungsjahren der gegenwärtigen Dynastie, in ihre Kalender eingetragen werden.

So geliebt und geachtet die Astronomie in Japan ist, so sind doch seine Astronomen nicht im Stande, einen Kalender ohne die Hülfe eines Sinesischen oder Holländischen Kalenders zu verfertigen, oder eine Sonnen- oder Mondfinsterniß auf Minuten und Sekunden, oft nicht einmahl auf Stunden auszurechnen. Dagegen sind sie desto größere Astrologen; und ihre Wahrsagungen aus Constellationen stehen in solchen Ehren, daß, ohne sie vorher gehört zu haben, Niemand leicht eine Sache von Wichtigkeit unternimmt.

Auch die Japanische Medicin ist aus Sina entlehnt, und theilt mit der Sinesischen gleiche Unvoll-

kommenheit: sie geht ihr bloß in einigen physischen und chemischen Kenntnissen vor, die sie in den letzten Zeiten von einigen Europäischen Aerzten gelernt haben. Botanik und Kunde einiger Arzeneymittel machen ihre ganze gelehrte Heilkunde aus; ihre Kenntniß der Krankheiten ist gering und verworren, oft ganz fabelhaft; Anatomie ist ihnen völlig unbekannt. Jeder Arzt ist zugleich Apotheker: sein Bedienter folgt ihm zu jedem Kranken mit einer Kiste, die eine kleine Apotheke enthält, aus der er auf der Stelle die Materialien zu einer Arzeney nimmt und sie selbst zubereitet. Von ihrer Kenntniß des Pulses machen die Japanischen Aerzte, wie die Sinesischen, viel Wesen. Sie lassen keinem Kranken aus der Ader; sie geben keinem leicht etwas Gekochtes, weil ein geschwächter Magen nicht leicht das verdauen könne, was nicht in seinem natürlichen Zustande sey; sie schlagen keinem eine Speise ab, die er verlangt, weil sie das Verlangte für eine Stimme der Natur halten, der man folgen müsse. Der fast tägliche Gebrauch des Bades scheint ihnen das beste Heilmittel zu seyn; außerdem gehört die Brennkur und das Stechen mit Nadeln zu ihren geliebten Mitteln. Bey Flüssen z. B. und der Gicht bringen sie an dem leidenden Theil durch angezündete Moxa oder Baumwolle eine Blase hervor; und z. B. bey der Kolik durchstechen sie den Bauch auf eine künstliche Art mit goldenen und silbernen feinen Nadeln. Doch geben sich nicht alle Aerzte mit allen ihren Kurarten ab: einige befassen

sich

sich bloß mit innerlichen Krankheiten; andere üben die Chirurgie (recht Handwerksmäßig, noch schlechter als die Medicin) aus; andere brennen nur mit Moxa, andere treiben bloß das Stechen mit Nadeln; andere gehen herum und reiben den Körper, was in einem Lande, wo Erkältungen so häufig und gemein sind, gute Dienste thut. Die erste Gattung von Aerzten, die sich mit innerlichen Krankheiten beschäftigt, ist die geehrteste, und zeichnet sich daher auch durch einen ganz kahl geschornen Kopf vor den übrigen aus.

Diese Gattung von Aerzten ist noch die lernbegierigste; sie gehen mit Europäischen Aerzten, die der Zufall nach Japan führt, des Unterrichts wegen gern um; sie besitzen zum Theil Einsichten in der Mineralogie, Zoologie, Botanik und überhaupt in der Naturgeschichte, die sie theils Sinesischen und Holländischen Büchern, theils Holländischen Aerzten verdanken, die ehedem in Japan gewesen sind. Thunberg rühmt ihre gelehrte Wißbegierde; er fand unter ihnen manche vorzügliche Europäische Bücher, wie Jonston's historia naturalis, Dodonäus Herbarium, Woyd's Schatzkammer, die holländische Uebersetzung von Heister's Chirurgie; und er vermehrte ihren Europäischen Büchervorrath mit Munting's Kräuterbuch und andern ähnlichen Werken.

IX. Malayen.

Die Schriftsteller über die Ostindischen und Südseeinseln: in J. G. Eichhorn's Geschichte der drey letzten Jahrhunderte (Ausg. 2.) B. V. S. 341. Dessen neuere Sprachenkunde, in der Geschichte der Litteratur. Th. V. Abth. 1. S. 158.

Von Madagascar nahe an der Ostküste von Afrika bis zur Westküste von Amerika, auf dem großen Sund der Ostindischen und Südseeinseln, wohnen zwar nicht unter, aber neben einander schwarze, braune, kupfer= und olivenfarbige, kleine und große, häßliche und schöne Menschen, mit krausen und wolligen, auch nur mit wenig gekräuselten, langen und starken Haaren, die sich auf zwey Menschenklassen zurückbringen lassen: auf schwarze Negerartige Menschen mit krausen Wollhaaren, die aber wegen ihres buschigen krausen Barts keine Afrikanische Neger seyn können, sondern eher schwarze Malabaren und Tamulen; und auf hellere, meist braune Menschen, mit langen glatten Haaren, aus deren Vermischung manche Mittelsorten entstanden sind. Die ersten sind noch Wilde, ohne alle Cultur, zuweilen gar noch Men=

Menschenfresser, und kein Gegenstand der Geschichte; die zweyten ein sanfter, gutherziger, gegenwärtig träger Schlag von Menschen, der von Einem Stamm (nach Barrow von Mongolen) entsprossen und mit den Malayen auf Malacca in Sprache, Bildung und Sitten wie Söhne gleicher Väter und Mütter verwandt ist. Da der Name des Urstamms unbekannt ist, so faßt man die hellern Einwohner nach ihren verschiedenen Schattirungen unter dem Brudernamen der Malayen zusammen. Welche Schicksale hatten diese Insulaner auf ihrem Inselnsund von 200 vollen Graden?

Ihre eigene geschriebene Geschichte giebt darüber keine Auskunft: denn ältere Geschichtbücher sind unter den Malayen nicht vorhanden. Nicht nur die Südseeinsulaner, sondern auch viele der Ostindischen Malayen sind ohne Gebrauch der Schreibkunst, und die, welche ihn haben, besitzen (so viel man weiß) zum Theil gar keine, zum Theil nur wenige schriftliche Denkmähler. Und die vorhandenen sind von sehr neuem Ursprung, wie ihr Inhalt zeigt. Denn sobald dieser in frühere Jahrhunderte zurückgeht, ist er hier ganz Fabel, und dort mehr Fabel als Geschichte; ja selbst die, welche nur wenige Jahrhunderte umfassen, erzählen entweder unfruchtbare Dinge, oder erregen durch die Natur und die Art ihres Inhalts gerechtes Mißtrauen gegen ihre Zuverlässigkeit. So enthält wenigstens der Anfang einer auf

Java verfaßten Schrift, den man aus einer Uebersetzung kennt, mehr Fabeln, als historische Nachrichten; und die drey Malayischen Geschichtbücher, welche **Valentyn** auftrieb und in Auszug brachte, gehen nur bis in das zwölfte Jahrhundert nach Christus zurück, und enthalten mehr Geschlechtsregister Malayischer Könige, als Geschichte der Malayischen Länder und Völker.

Begin van eene Javaansche Historie genaamd Sadjara Radja Djawa, door *Josua van Iperen*; in den Verhandelingen van het Bataviaasche Genootschap (Rotterdam en Amsterd. 1781 ff. 8.) Vol. I. p. 134. II. p. 262. III. p. 185.

François Valentyn's Oud en Nieuw Oost Indien. (Amsterd. 1724 ff.) Vol. VII. p. 316—352.

Wenn nun gleich weder die einheimischen noch die auswärtigen Geschichtbücher über die Schicksale der Malayen umständliche Auskunft geben, so läßt sich doch wahrscheinlich machen, daß sie mit den Ureinwohnern von Indien, den Parias, einerley Ursprungs sind, und einst durch Zufälle, vielleicht bey der Einwanderung der obern Casten aus dem mittlern Asien und nach der Zeit, als Ueberfüllung des Ostindischen Continents seine Einwohner wieder zur Auswanderung nöthigte, von dem festen Lande auf die Ostindischen Inseln getrieben worden sind. Als Insulaner gelangten sie wahrscheinlich im Fortgang der Zeit zu dem Maaß von Bildung, ohne welches kein Volk zu einer weiten Ausbreitung, zu kühnen Seefahrten, zu mannich-

mannichfaltigen Handelsunternehmungen und zur Erwerbung politischer Macht geschickt ist. Denn in allen diesen Hinsichten haben sich die Malayen ausgezeichnet.

Ihr Stamm wohnt von Madagascar bis zur Osterinsel und hat eine Menge großer und kleiner Inselreiche gegründet. Einige derselben in dem indischen Ocean ragten bey der Ankunft der Europäer über die übrigen, hier durch die Gewalt ihrer Waffen und dort durch die Vortheile ihrer Handlung, empor. Nach den einheimischen Nachrichten, die Valentyn bekannt gemacht hat, breiteten 1) die Malayen auf Sumatra von dem Ende des 12ten Jahrhunderts bis in das 14te ihre Herrschaft über Malacca und die Sunda-Inseln aus, und hoben sich so hoch durch den Handel, daß im 14ten Jahrhundert Malacca den ersten Rang, so wie Pasi oder Paçem den zweyten und Haroe den dritten unter den Handelsstädten im Osten behauptete. 2) Auch Java soll einst die Herrschaft an sich gerissen, und sie über mehrere Theile von Sumatra, Palambangan, Amboina und Borneo ausgedehnt haben: welches Marc Polo in so fern bestätigt, als er von der Macht und dem außerordentlichen Reichthum von Java spricht. 3) Die Molukken kämpften immer mit einander um die Herrschaft, und die Ueberlegenheit im Kampfe wandte sich bald dieser, bald jener Insel zu.

Die Portugiesen trafen noch in manchen Gegenden des insularischen Indiens einen Wohlstand und Reichthum an, welcher die Schilderungen von der frühern Größe mancher dasiger Inselreiche beurkundete. Java war die reichste aller ostindischen Inseln, und unter den verschiedenen auf ihr bestehenden Reichen das Reich Bantam das mächtigste, und die Stadt Bantam wegen ihres vortrefflichen Hafens die vornehmste Handelsstadt auf den Malayischen Inseln, der Stapel des auf Java wachsenden Pfeffers und der Muscaten und Nelken aus Ternate und Banda. Bantam, das jetzt in einen unregelmäßigen Haufen von schlechten Bambushütten zusammengefallen ist, war damahls zwey (englische) Meilen lang, und ihr Hafen war immer angefüllt mit Schiffen aus der Nähe und Ferne, aus den ostindischen und übrigen asiatischen Reichen und Inseln, die von Indischen, Armenischen, Türkischen und Mohrischen Kaufleuten befrachtet waren. Auf Sumatra waren noch im 17ten Jahrhundert, nach den Berichten der Reisenden, die Könige von Achem (Atcheen) so mächtig, daß sie Flotten von 500 Segeln, und Heere von 50–60000 Mann ausrüsten konnten; und die Stadt Atcheen wurde jährlich von mehr als 100 Schiffen von allerley Nationen, Europäischen und Asiatischen, besucht. Die Häuser und Kunstarbeiten der Stadt zeugten von Wohlstand und Cultur der Einwohner; und die Asiatische Pracht ihres Königs, sein goldenes Geschirr, von dem er speiste, und die Thüren seines Palastes,

stes,

stes, mit gediegenem Silber überzogen, von dem Reichthum seiner Einkünfte. Unter den vier Königreichen auf den Molukken war Ternate das mächtigste. Sein König herrschte über nahe und entfernte Inseln, und konnte durch die Hülfe der ihm unterworfenen Inseln eine Macht von mehr als 120,000 Mann aufbringen.

Eine solche politische Lage ist keinem Volke ohne einen Anstrich von Cultur möglich; er fehlte daher auch den Malayen mehrerer Ostindischen Inseln nicht. Hingegen ihre Brüder auf den Südseeinseln leben in einer solchen Gleichgültigkeit nicht bloß gegen bessere Kenntnisse, sondern auch gegen Künste des Bedürfnisses und der Bequemlichkeit, daß ihr Geist noch die erste Aufrichtung zu bedürfen scheint.

Das Maaß der Cultur, welches die Malayen der Ostindischen Inseln besitzen, mögen sie sich großentheils selbst gegeben haben, da sie sich, so viel man weiß, bloß auf das, worauf sie ihre insularische Lage und ihre zu Wanderungen so geneigte Nachbarschaft führte, auf Handel und Kriegswesen einschränkte: doch haben auch fremde Völker in wesentlichen Stücken auf sie dabey mitgewirkt, Brahmanen, Araber, Sinesen und Mohren.

1. So wie Buddisten aus Hindostan in das hintere Indien zogen und seinen Einwohnern allerley Geschenke zur Cultur mitbrachten; so trugen Brah-

manen aus demselben Lande den Ostindischen Inselbewohnern ähnliche Geschenke zu. Denn alles Indische, das sich unter den Malayen findet, trägt den brahmanischen Character; hingegen von den Eigenthümlichkeiten der Buddisten in Lehren, Meynungen und Sitten zeigt sich unter ihnen nirgends eine Spur. Auf Java herrschte vor der Einführung des Islam die Religion des Brahma, und von ihr findet man noch Spuren in dem Innern der Insel. Brahmanen mit dem Castensystem (das bekanntlich die Buddisten verwarfen und bestritten) ließen sich auf den Molukken, den Philippinen und Ladronen und den meisten Inseln der Südsee nieder: denn auf diesen Inseln trafen noch die Europäer verschiedene Casten an, denen ähnlich, die sich in Hindostan und auf Ceylon finden. Die obern Casten der Hindu, von Brahmanen begleitet, müssen sich also, hie und da wenigstens, zwischen Malayen niedergelassen haben. Wo sie nun hinkamen, bereicherten sie die noch arme Malayische Sprache mit Sanskritwörtern, lehrten sie die Einwohner ihre Malayische Sprache mit dem Sanskritsyllabarium schreiben, und theilten ihren neuen Nachbaren wahrscheinlich manche andere Kenntnisse mit, die man einzeln aufzuzählen nur deßwegen außer Stande ist, weil es überhaupt an Nachrichten von der Bildung und den Kenntnissen der Malayen fehlt. Java und Sumatra sind noch am besten bekannt; und beyde Inseln sind voll Spuren brahmanischer Cultur. Zwey Drittel der Hofsprache zu Java soll aus

Sanskrit-

Sanskritwörtern bestehen, und in Java und Sumatra bediente man sich eines Indischen Syllabariums zum Schreiben. Ganz in der Weise von Hindostan sind die öffentlichen Denkmähler, welche man in den Wildnissen von Borneo findet. Man trifft daselbst steinerne Bildnisse von Thier- und Menschenfiguren, mit alten unlesbaren Inschriften an; besonders einen Felsen, an welchem sieben mit Inschriften versehene Pyramiden ausgehauen sind. Das Mausoleum des ersten aus Arabien entsprungenen Mohammedanischen Königs auf Java, der noch immer auf der Insel wie ein Heiliger verehrt wird, ist in gemischtem, halb mohrischem und halb indischem Geschmack ausgeführt.

2. Auch die Araber legten ihre bildende Hand an die Malayen. Ihr Verkehr mit ihnen war schon im neunten Jahrhundert im Gange, wovon Beweise in den beyden Arabischen Reisebeschreibungen vorkommen, die Renaudot herausgegeben hat. Nachdem dasselbe Jahrhunderte über gedauert hatte, überschwemmte endlich der Islam das ganze Malayische Inselgebiet. Von Malacca gieng er aus, wo ihn (nach einheimischen Nachrichten, die aber wahrscheinlich alles um ein paar Jahrhunderte zu spät setzen) der erste Mohammedanische König dieser Halbinsel seit 1276 eingeführt hat; er zog sich von da nach Java im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, und in der letzten Hälfte desselben nach den Molukken; endlich gegen

gen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bey einer neuen großen Auswanderung der Malayen auf Malacca verbreitete er sich über die übrigen Ostindischen Inseln. Abgesehen von der Belebung des Malayischen Handels und aller der Künste, die mit Schifffahrt und Handlung in unzertrennlicher Verbindung stehen, welche die Araber in diesen Inselreichen bewirkten, so gaben sie ihnen mit dem Koran zugleich die Arabische Buchstabenschrift, welche seitdem die herrschende unter den Malayen geworden ist, und das unbequemere Sanskritsyllabarium, wo nicht allerwärts, doch größtentheils verdrängt hat. Wie einst das Sanskrit bey der Niederlassung der Hindu unter den Malayen, so half auch nun die reiche Arabische Sprache der Armuth der Malayischen ab; sie hat insonderheit eine Menge Wörter für geistige Begriffe in sie abgesetzt.

3. Die Sinesen haben sich in frühen und späten Zeiten in großer Menge auf vielen Ostindischen Inseln niedergelassen, auf Java und Sumatra, auf Borneo, Celebes und den Philippinen, wo sie bis auf den heutigen Tag mit den Landeseinwohnern einen lebhaften Handel treiben. Bey den vielen Berührungen mußten wohl die Malayen manche Fertigkeit von ihnen lernen, wenn man es ihnen auch nicht zum Verdienst anrechnen will, daß sie durch ihre Handelsunternehmungen die Malayische Thätigkeit vor einem frühern Absterben verwahrten. Selbst

in den neuesten Zeiten war den Malayen die Handelsconcurrenz der Sinesen mit den Europäern vortheilhaft, da sie manche Producte der Malayischen Industrie verführen, die an den Europäern keine Abnehmer finden.

4. Die **Mohren** endlich, jene Mischung von Arabern, Persern und andern Mohammedanern des westlichen und südwestlichen Asiens, die sich bis auf die neuesten Zeiten unter den Malayen einzeln und in Haufen niedergelassen haben, sind wenigstens den Insulanern durch das Beyspiel ihrer Regsamkeit nützlich gewesen, wenn sie ihnen auch keine neue Fertigkeiten und Kenntnisse sollten zugetragen haben.

Aller dieser fremden Hülfe ohnerachtet scheinen die Malayen zu keiner Zeit sich zu einer bedeutenden Höhe der Cultur erhoben zu haben. Vielleicht daß gar diese Fremdlinge ihrer Geistesbildung dadurch schädlich geworden sind, daß sie dieselben vieler Anstrengungen und Arbeiten überhoben haben, welche sie nach und nach zu höherer Cultur hätten führen können. Doch waren sie in frühern Zeiten weit rühriger als sie gegenwärtig sind, und der ganze Stamm der Malayen ist seit den letzten drey Jahrhunderten nach und nach ganz ausgeartet. Die Schuld davon haben die Europäer zu tragen. Vor ihrer Ankunft war, wie es scheint, der Handel Allen, die ihn treiben wollten, frey gegeben, und die Malayischen Könige scheinen sich für die ein- und ausgehenden

Waaren, selbst bey fremden Kaufleuten, mit bloßen freywilligen Geschenken begnügt zu haben. Die Portugiesen fiengen zuerst an, die Eingebohrnen in dem Verkauf der Producte ihres Bodens und Kunstfleißes einzuschränken; und das Beyspiel ihrer Handlungspolitik ahmten darauf selbst ihre einheimischen Könige nach. So sind die Malayen nach und nach gezwungen worden, ihre Waaren und Producte zu willkührlichen Preisen, entweder an ihre Beherrscher oder an europäische Handelsgesellschaften zu liefern, und von eben diesen, was sie brauchen, zu willkührlichen Preisen zu nehmen, und was der Handelsbedrückungen mehr ist. Durch diesen Despotismus ist aller Fleiß in ihnen allmählig abgestorben: da sie doch keinen freyen Erwerb haben sollen, so überlassen sie lieber alles Fremdlingen: die Sinesen (die sie immer an Fleiß und Betriebsamkeit übertreffen, und sich auf den meisten und größten Ostindischen Inseln in vielen Tausenden niedergelassen haben) sind ihre vornehmsten Gärtner und Anbauer des Reis und Zuckerrohrs, ihre Arakbrenner und Pächter der Zuckermühlen. Wie könnte nun in den Malayen bey einer solchen Indolenz nur noch ein Sinn für irgend eine geistige Beschäftigung vorhanden seyn? Ohnehin haben sie sich, so viel man weiß, nie mit etwas Wissenschaftlichem abgegeben: über das Gemeine haben sie sich etwa bloß in der Kunst erhoben, wie man aus dem Daseyn großer Städte, (aus Malacca, Atcheen auf Sumatra, und Bantam auf Java) und aus der Errichtung einiger öffentlichen Denkmähler (wie auf

Java

Java und Borneo) vermuthen kann. Sogar in der Südsee, deren Insulaner in einer völligen Gleichgültigkeit gegen alle Cultur und edlere Kenntnisse leben, hat man doch auf einer, der Oster-Insel, ungeheuere Säulen gefunden, die wenigstens von Kunstfertigkeiten zeugen, die über die Verfertigung von künstlichem Putz, Haus-, Fisch- und Jagdgeräthe hinausgehen.

B.

B. Asiatische Völker von Iranischer Abstammung.

Das zweyte Asiatische Völkergebiet erstreckt sich von den uns bekannten Ländern am Kaukasus, von Armenien und Georgien, durch Medien, Persien, Bactriana bis in das vordere Indien herab. In allen diesen Ländern herrscht derselbe Typus der Sprache, der die daselbst wohnenden Völker für Stammesverwandte erklärt. Ein allgemeiner Name, der sie alle zusammenfaßte, ist nicht vorhanden. Man könnte ihren Stamm entweder von dem Volke bezeichnen, das zuerst aus ihm berühmt worden ist, den Medern, oder von dem, das sich im Lauf der Jahrhunderte die meiste Bildung gegeben hat, den Indiern, oder ihn von beyden zusammen den Medisch-Indischen Völkerstamm nennen. Vielleicht aber könnte er noch besser von Iran, dem gemeinschaftlichen Namen von Medien, Persien und Bactriana, der Iranische heißen.

I.

I. Indier.

Unter den Mongolen
(Reich des großen Moguls)
seit 1525.

The History of Hindostan — by *Mahummed Casim Ferishta* im Anhang. S. im vorigen B. S. 279.

Memoir of a Map of Hindostan — by *James Rennell.* Ebendas.

(*Orme*) historical Fragments of the Mogul empire. Lond. 1782. 1805. 8.

M. Chr. Sprengel's Erdbeschreibung von Ostindien. B. I. Hamburg 1802. 8.

Zu der Zeit, da Indien mit Europa in engeren Verkehr kam, waren die Patanen (oder Afganen) der mächtigste Stamm in Hindostan, und in der Dynastie Lodi auf dem Thron zu Delhi. Aber die Macht der dasigen Regenten war schon geraume Zeit geschwächt: die Generale, Statthalter oder Vicekönige in den Provinzen und Festungen betrugen sich wie Fürsten; der Patanischen Herrschaft fehlte es an Einheit.

In einer solchen Lage befand sich Hindostan, als Baber, Timur's Abkömmling in der fünften Generation, veranlaßt wurde, die Herrschaft der Mongolen über Indien wieder zu erneuern. Das kleine Gebiet Andekan in der Bucharey am Flusse Fergana, in dessen Besitz ihn der Tod seines Vaters schon in seinem
1494 zwölften Jahr (1494) versetzte, hatte er in diesem Knabenalter mit Muth und Entschlossenheit gegen seine mongolischen Anverwandten vertheidigt; er hatte sogar ein kleines Reich zwischen dem Indus und Samarkand dazu erobert; aber von den Usbeken, denen er nicht gewachsen war, daraus vertrieben, wandte er sich mit seinen Waffen östlicher und eroberte Cabul. Von da aus versuchte er aufs neue die Rückeroberung der verlornen Gebiete. Aber in seinen nördlichen Zügen
1519 immer unglücklich, beschloß er endlich (1519) über den Indus zu gehen. Unter einem Wechsel von Siegen und Niederlagen bestand er bis 1525 vier Feld-
1525 züge; im fünften gewann er endlich (1525) die Hauptschlacht bey Pannibut, nordwärts von Delhi, in welcher der Sultan Ibrahim, aus dem Hause Lodi, blieb. Delhi und Agra öffneten ihre Thore, und das neue Reich der Mongolen (oder des Groß-Moguls) in Indien nahm seinen Anfang.

Zwar stellten ihm die Patanen den neuen Sultan Mahummud entgegen. Aber ihres Widerstandes ohnerachtet dehnte sich sein Reich immer weiter aus; es reichte noch während der fünf Jahre seiner Regierung

jenseits

jenseits des Jumna bis an den Ganges, bis nach Bahar an den Grenzen von Bengalen.

Tafel der Mongolischen Kayser in Indien.

Baber von 1525 — 1530.
Humajun von 1530 — 1542.

Patanen.

Schir Chan 1542 — 1545.
Selim 1545 — 1552.
Mahomed IV. } 1552 — 1554.
Ibrahim III. }

Humajun zum zweytenmal 1554 — 1555.
Akbar 1555 — 1605.
Jehan Ghir 1605 — 1628.
Schah Jehan 1628 — 1659.
Aurengzeb 1659 — 1707.
Bahader Schah 1707 — 1712.
Jehaunder Schah 1712 — 1713.
Furokſir 1713 — 1717.
Raffiah-al-Dirjat } 1717 — 1718.
Raffiah-al-Dowlah }
Mahomed Schah 1748 — 1753.
Allum Ghir 1753 — 1760.
Schah Allum 1760 — 1806.
Sultan Akber seit 1806.

Um die Zeit, da das Reich des großen Moguls begann, war Hindostan alles, was es je war, bereits gewesen: Volksmenge, Wohlstand und Cultur waren schon über ein halbes Jahrtausend im Sinken. Längst hatten jene bewunderungswürdige Bauwerke, von denen

nen das Land voll ist, ein hohes Alter durchlebt, die Tempel in Gestalt ungeheuer großer Pyramiden zu Droger, Tanschore und in Carnate, die großen Säulen am Flusse Gondek, zu Delhi Bettieh, Illahabad und Sindschi, die großen, noch in Menge vorhandenen, zu Tempeln und Capellen von mehreren Stockwerken ausgehauenen Felsenberge von dem härtesten Granit, gestützt durch ungeheure Felsensäulen und geschmückt mit einer Menge von Bildsäulen und Basreliefs, welche die indische Mythologie darstellen. Die Schriftsprache, das Sanskrit, war schon aus dem gemeinen Leben verschwunden und in viele Dialekte übergegangen, die den Hindu zur Umgangssprache und zu ihren bürgerlichen Verhandlungen dienten; über Religion, Wissenschaften und Künste waren Schriften mit dem Vorurtheil des höchsten Ansehens vorhanden, und es wurden keine mehr geschrieben, von denen man glaubte, daß sie die halb unlesbaren, mit veralteten Worten angefüllten frühern Werke an innerem Gehalte übertreffen könnten. Die den Hindu ganz eigene Organisation der Gesellschaft, die vier Casten der Brahmanen, Kschedria, Banianen und Schudra (der Priester, Krieger, Kaufleute, der Handwerker und Landleute) mit einem zur tiefsten Erniedrigung verdammten Pöbel (den Parias) und dem eisernen Gesetz, daß keiner aus dem Stande, in dem er geboren worden, heraustreten dürfe, waren ihnen durch den Lauf vieler Jahrhunderte schon so gewöhnlich geworden, daß Niemand ein Gefühl von dem Druck und der Knechtschaft

hatte,

hatte, die in diesem unnatürlichen System angeborner Vorrechte lag, und die gedrückten und erniedrigten Stände ihr unwürdiges Schicksal ertrugen, ohne darüber zu murren.

Die Portugiesen trafen daher die unglücklichen Einwohner dieses himmlischen Landes bereits in einer tiefen Erniedrigung an: eine Folge der drückenden Regierung, unter welcher sie seit langen Jahrhunderten seufzten. Nach der Hinduverfassung sah sich der oberste Regent von jeher für den Eigenthümer des Bodens in allen den Ländern an, über die er herrschte, und überließ nur den Bauern für die Bearbeitung der Felder einen gewissen Antheil an der Erndte, der nach Verschiedenheit der Länder und Gegenden verschieden war. Der Oberherr setzte nun große Rajah über mehrere Provinzen, und diese setzten wieder kleine von ihnen abhängige Rajah über jede einzelne ihnen überlassene Provinz; und die kleinen Rajah wieder Zimindar (oder Unterpächter) über einzelne Districte. Nun mußte der Zimindar jährlich eine gewisse Summe an den Unterrajah; dieser eine an den Oberrajah; der Oberrajah an den Oberherrn bezahlen. Aus diesem Pachtsystem entstand ein unmenschlicher Druck: die Oberrajah verhängten über die Unterrajah, diese über die Zimindar, und die Zimindar über die Landleute harte Bedrückungen: die letzten wurden die unglücklichen Opfer derselben. Sie brachten kaum ihr Leben kümmerlich davon, und, außerdem noch von den Rajah nach den Grund-

sätzen der Hindureligion verachtet, faßten sie öfters den Entschluß der Verzweiflung, auszuwandern, wodurch ganze Provinzen verödeten. Aehnlichen Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen sind die übrigen arbeitenden Untercasten (der Schudra) und die Banjanen von jeher mit denselben Folgen unterworfen gewesen. Und was hätte darin die Mohammedanische Regierungsform gebessert? Sie ließ die Nabob an die Stelle der Rajah treten; und fiel bey ihnen gleich die Verachtung der untern Casten weg, welche die Rajah härter machte, so wechselten dafür die Nabob desto häufiger, welches ihre Erpressungen vermehrte, um die kurze Zeit ihrer Nabobschaft möglichst zu nutzen. Unter diesem Druck sind die Hindu (ursprünglich offenbar ein sehr edler Schlag von Menschen) das geduldige und genügsame Volk geworden, das alle Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens ohne Murren entbehrt, und sich ohne Widerrede in den Willen seiner strengen Herren fügt.

Das Unglück des Landes vollendeten kriegerische Bewegungen, denen es beständig ausgesetzt war: die ewigen Kriege, welche die Regierungsveränderungen so häufig erregt haben; die Wildheit der Soldatenbanden, die jeder kleine Beherrscher zur Erhaltung seiner Macht unterhält, und denen er seiner eigenen Sicherheit wegen alle Ausschweifungen nachsehen muß; die Nachbarschaft wilder Bergvölker, welche zur Plünderung und Zerstörung beständig umherstreifen; der despotische

spotische Islam, der aus Fanatismus allerwärts niederreißt, und seit den letzten drey Jahrhunderten die Habsucht der Europäer.

I. Von Baber bis Aurengzeb (von 1519-1707) stieg das Reich des großen Moguls, nachdem der letzte Hauptsturm der Patanen unter Humajun überstanden war, ununterbrochen, und erreichte unter Aurengzeb seinen größten Umfang. 1519 bis 1707

Baber besaß neben den Ländern in der großen Bucharey und jenseits des Indus, die sein Sohn Humajun in seinem Namen verwaltete, von Hindostan nur Cabul, Lahore, Delhi und Agra: hingegen Multan, Agimere, Aubd (Oude), Bengalen und viele andere Provinzen blieben während seiner Regierung in ihrer alten Verfassung, und wurden von indischen Rajah oder Patanischen Omrah besessen, mit denen der Kayser und seine Nachfolger beständige Waffenkämpfe zu bestehen hatten. Humajun mußte ihnen sogar nach einem Kampf von 11 Jahren seinen Thron zu Delhi räumen, und Hindostan den Verheerungen Patanischer Abenteurer Preis geben, die einander wechselsweise von seinem Thron stießen, bis er wieder durch Persische Hülfe im Jahre 1554 auf denselben gelangte. Im 1554
folgenden Jahr begann nun schon die Regierung Akbar's, seines großen Sohns, des Regenerators des Reichs, der die Mongolische Macht in Indien ihrem höchsten Glanze nahe brachte. Zwar zwangen auch ihn die Empörungen der Großen und die Versuche der

Patanischen Nabob und der heidnischen Rajah, die Mongolen aus Indien zu vertreiben, beständig unter Waffen zu bleiben: als 13jähriger Kayser trieb er mit Hülfe seines Persischen Vormunds, Beyram, und darauf mit eigenem kräftigen Arm alle seine Gegner zurück, und vollendete dabey nicht nur die Eroberung von ganz Hindostan, sondern überschritt auch dessen alte Grenzen, den Nerbuddafluß, durch die Eroberung der festen Stadt Brampore und der Provinz Chandes. Orissa ward, wo nicht ihm unterthan, doch von ihm abhängig, Guzeratte, Kaschemir, und ein großer Theil von Decan (seine wichtigste Eroberung) wurden seinem Reiche einverleibt. So viel an ihm war, stellte er Ordnung in seinem Reiche her. Die Statthalter der Provinzen ließ er alle drey Jahre wechseln, damit sie nicht zu gefährlichen Verbindungen gelangen möchten, und gewöhnte sie durch Strenge zum Gehorsam. Die niedergedrückten Hindu suchte er zu heben. Er ließ sie an allen Ehrenstellen am Hof und bey der Armee Theil nehmen; verband sie durch Heirathen mit den Mohammedanern, und gestattete den letztern nicht, sie der Religion wegen zu verfolgen. Die Finanzen seines Reichs ordnete er so musterhaft, daß ihm sichere Einkünfte blieben, ohne daß seine Unterthanen über ihre Kräfte beschatzt wurden; und überhaupt führte er am Hofe, bey den Armeen, und in den übrigen Theilen der Verwaltung die Einrichtungen ein, welche bis auf die neuesten Zeiten, so weit es der spätere zerrüttete Zustand gestattete, geblieben sind.

Durch

Durch seine kräftige 51jährige Regierung hatte sein Reich eine solche Festigkeit erlangt, daß es selbst unter dem schwachen, unthätigen, in Wein und Liebe ausschweifenden Jehan Ghir nicht nur nicht aus einander fiel, sondern sogar der Krieg gegen die Rasbuttenfürsten in Agimere siegreich geführt wurde; und unter Schah Jehan's schlaffer Regierung Balk und Badakschau unter die Mongolische Herrschaft zurückgebracht, ein beträchtlicher Theil von Golconda (Telinga) bezwungen, die Hauptstadt Bagnagur (Hyderabad) erobert, und Visiapur, Carnatik sammt den Gegenden der Gauts zinsbar gemacht wurden.

Nun folgte Aurengzeb, Schah Jehan's dritter Sohn, bisher Statthalter von Decan, der dem Mongolischen Thron in den 47 Jahren seiner Regierung die größte Ausdehnung gab. Dem erschöpften Lande that ein Friede Noth; und Aurengzeb erhielt ihn 18 Jahre (von 1660-1678). 1660 bis 1678 Schade, daß er als bigotter Moslem sie den Hindu durch die Verfolgung ihrer Religion verbitterte, bis ihn Auswanderung und Verfall des Ackerbaues lehrten, duldsamer zu seyn, und daß er der Hindu auch in dieser bessern Zeit die freye Ausübung ihrer Religion durch einen schweren Tribut erkaufen ließ. Indessen gährte es in jenen Friedenszeiten beständig in Decan; Golconda und Visiapur machten sich unabhängiger: nur völlig losreißen konnten sie sich nicht, daran verhindert durch einen kleinen Fürsten Sawagi, Aurengzeb's Alliirten zur Zeit seiner

Statthalterschaft von Deçan, der jetzt mit seinen großen und kleinen Nachbaren im beständigen Kampf war, um einen neuen Staat, den Staat der Maratten, zu gründen. Aurengzeb ließ ihn, weil er die von Delhi abhängigen Decanischen Fürsten nicht bis zu den Kräften der Unabhängigkeit kommen ließ, ungestört bis zu einer gewissen Größe wachsen. Erst
1674 nachdem er (1674) den Titel eines unabhängigen Fürsten (Maha Rajah) angenommen hatte, hielt es Aurengzeb der Politik gemäß, seiner Macht ein Ende
1678 zu machen, und brach 1678 gegen ihn und das übrige Decan in eigener Person auf. Er begann seine kriegerische Periode mit der neuen Unterjochung der Rasbutten in Agimere, welche ihm die Religionssteuer und überhaupt den ferneren Gehorsam verweigert
1681
1686 hatten (bis 1681); darauf eroberte er 1686 Visiapur,
1687 1687 Golconda, zerstörte 1689 den neuen Maratten-
1689 staat, und ließ Sawagi's Nachfolger, den neuen Marattenfürsten Sambagi, hinrichten. Mit Verdruß schmiegten sich die Unterjochten, und nicht ohne unruhige Bewegung, daß Aurengzeb sich nicht getraute, Decan zu verlassen. Er hielt auch seine dasigen Eroberungen mit kräftigem Arm zusammen, und dehnte sie
1707 dabey immer weiter aus. Als er (1707) in seiner dasigen Residenz Amednagur in seinem 90sten Lebensjahre starb, war der größte Theil von Decan, wenige gebirgigte Gegenden ausgenommen, ihm theils unterworfen, theils zinsbar, und sein Reich reichte vom 10-35. Grad der Breite, und beynahe eben so weit in die

die Länge; ein ungeheurer Staat von 192 Millionen Thaler jährlicher Einkünfte.

II. Aber wie schnell ging er nach Aurengzeb's Tod in Trümmern (seit 1707)! Schon während sei- 1707
ner letzten Jahre ward der Grund dazu gelegt. 1) Den Großen von Hindostan hatte die lange Abwesenheit des Kaysers zur Bezwingung von Decan Muth zu Empörungen gegeben: die Rasbutten standen zum zweytenmahl wegen der Religionssteuer auf; die Patanen gegen den Indus zu empörten sich; die Dschaten (oder Bauern) in Agra plünderten ganz Agra aus, und ließen nächstens sogar Eroberungen in der Nachbarschaft befürchten. In Decan waren ohnehin die Maratten in beständiger Bewegung. 2) In diese gefährlichen Zeiten trafen Streitigkeiten der drey Söhne Aurengzeb's um den Thron ihres Vaters. Als der ältere Bahader Schah sich ihn in zwey blutigen Schlachten und durch die Erlegung seiner beyden Brüder errungen hatte, verflossen nur einige Jahre, so trat bey seinem Tod (1712) derselbe Streit 1712
zwischen seinen vier Söhnen zum zweytenmahl ein. Jehaunder Schah erhielt zwar die Oberhand in drey blutigen Schlachten, aber gleich darauf 3) fiel er in die Hände zweyer Brüder aus der Familie Seid (Hussein Ali Chan und Abdollah Chan), die als unumschränkte Omrah seitdem über das Leben der Kayser und ihren Thron geboten. Jehaunder Schah, Furokfir, Raffiah al Dirjat und Raffiah al

Dow=

Dowlah gehen daher wie Schatten vorüber. In den eilf Jahren nach Aurengzeb's Tod waren fünf seiner Nachkommen, die seinen Thron erlangten, und sechs andere, die sich darum bewarben, ein Opfer desselben geworden. Der neue Kayser **Mahomed** Schah entledigte sich zwar der beyden tyrannisirenden Omrah's, des ältern durch einen Meuchelmord, des jüngern durch Gefangenschaft: doch ward dadurch seiner Macht nicht wieder aufgeholfen.

Denn um diese Zeit waren schon auf allen Seiten Gegner derselben aufgestanden. 1. Die Seiks (d. i. Schüler oder Lernende), eine neue indische Religionssecte, von Nanek, einem Propheten aus dem Stamm der Rasbutten, im Anfang des 16ten Jahrhunders gestiftet, und mit fanatischem Haß gegen den Islam erfüllt, waren schon unter Behader Schah aus Lahore, ihrem Sitz, hervorgebrochen und hatten bis Delhi Moscheen, Grabmähler und überhaupt alles, was sich auf den Islam bezog, zerstört. Damahls wurden sie zwar noch zurückgeschlagen; jetzt aber, da der Kayser auf dem Thron zum Schattenkayser er-
1712 niedrigt war, brachen sie wiederholt (wie 1712. 1716)
1716 ein, und blieben von nun an, kurze Zwischenräume ausgenommen, immer auf dem Kampfplatz und halfen den Mongolischen Staat zerstückeln.

2. In diesen Zeiten der Verwirrung ermannten sich die Maratten aufs neue und ernannten Sahu, den Sohn des von Aurengzeb hingegerichteten Samhagi,

bagi, zu ihrem Maha=Rajah (ihrem Großfürsten). Schon in frühern Zeiten hatten sie als Alliirte des Großmoguls den vierten Theil der Einkünfte (Chout genannt) von Visiapur erhalten; Behader=Schah hatte ihnen in seinen Bedrängnissen außerdem noch den Chout aus fünf andern Statthalterschaften in Decan (aus Dowlatabad, Berar, Chandes, Bedr und Hyderabat) für das Versprechen eingeräumt, ihm in Kriegszeiten mit seinen Maratten für Sold beyzustehen. Aber statt die herabgebrachten Kayser zu vertheidigen, traten sie bald auf die Partey ihrer tyrannisirenden Minister und halfen ihnen die Kayser stürzen und morden. Für diese Dienste wurde ihnen nun auch erlaubt, den Chout in den Provinzen Malwa, Guzeratte, Porub (Agra), auch gewissermaßen in Bengalen zu erheben; seitdem streiften sie zuweilen in diesem Geschäfte bis vor die Mauern von Delhi, und waren in alle Kriegs= und Friedensangelegenheiten der Halbinsel verflochten: nur an dem Krieg mit Nadir Schah (1738. 1739) nahmen sie keinen Theil, mit 1738
der Ausbreituung ihrer eigenen Macht in Decan be- 1739
schäftigt.

3. Um dieselbe Zeit bereitete sich Nizam al Mo=lul vor, die Stelle der von ihrem Majorat gestürzten Brüder Seid einst einzunehmen. Ihn hatte Furoksir zum Subah von Decan erhoben: seitdem vermehrte er unaufhörlich seine Heeresmacht, scheinbar, um der anwachsenden Macht der Maratten das Ge-

genge-

gengewicht zu halten, eigentlich aber, um sich zu gelegener Zeit einen unabhängigen Staat in Decan zu erwerben. Denn beyde giengen anfangs einander sichtbar aus dem Wege: Nizam breitete sich im Süden des mongolischen Reichs, und die Maratten unter Sahu gegen seine mittlern und nördlichen Provinzen aus. Erst nach Nadir Schah's Einfall in Hindostan fiengen beyde an, sich an einander zu reiben.

Seinen Zweck erreichte Nizam in den unglückli-
1738 chen Tagen (1738), als Nadir Schah aus unbekannt gebliebenen Veranlassungen das Heer, mit dem er Candahar belagerte, plötzlich nach Hindostan versetzte. Unbekümmert darum, verfolgten die Maratten ihre
1740 Ausbreitung und dehnten (bis 1740) ihren Staat von Agra bis Carnatik aus. Nizam erschien zwar mit seiner Kriegsmacht; aber gleich nach der ersten an Nadir Schah verlornen Schlacht, als der Persische Sieger Neigung zu einem Waffenstillstand und Frieden blicken ließ, vermochte Nizam den Kayser, dem Sieger Candahar abzutreten und sich dadurch den Frieden zu erkaufen. Für diese Friedensstiftung erhob ihn der Kayser auf der Stelle zu seinem höchsten Omrah, da der vorige in der Schlacht geblieben war.

Bald darauf zu andern Gesinnungen umgestimmt, lockte Nadir Schah den Kayser und seinen Omrah in sein Lager, und behielt beyde als Staatsgefangene. Mit ihnen zog er nun in Delhi ein, und als die Stadt sich weigerte, eine Ranzion von

180 Millionen Thaler zu bezahlen, ward sie zur Strafe dem Schwerdte und der Plünderung Preis gegeben; durch jenes sollen über 100,000 Einwohner gefallen, und bey dieser über 372 Millionen Thaler erbeutet worden seyn. Den Thron von Delhi verlangte Schah Nadir nicht; ehe er daher mit seiner Beute abzog, entließ er den Kayser seiner Haft, und setzte ihm die Mongolische Krone unter vielem Gepränge wieder auf, um sie zu seiner eigenen Schmach zu tragen. Mit aller Macht des großen Moguls war es aus.

Nizam hielt ihn unter einer drückenden Vormundschaft zu seiner und seines Hauses Erhebung. Er selbst regierte im Namen des Kaysers bis 1741, und 1741
als ihn die Fortschritte der Maratten, die während seiner Abwesenheit selbst Carnatik (die Nabobschaft von Arcot) weggenommen hatten, nach Decan abriesen, bekleidete er vorher seinen ältern Sohn Gazi Eddin mit seiner Macht. In Decan selbst gebot er unumschränkt: dort trat er gegen die Maratten unbezwingbar auf, und stellte in Einem Feldzug die Nabobschaft von Arcot wieder her.

In Hindostan unterlag der Kayser jedem Feinde, der ihn angriff. Erschöpft durch die Persischen Erpressungen, war er außer Stande, eine Kriegsmacht aufzustellen um einzelne Provinzen im Gehorsam zu erhalten, und Empörungen der Statthalter zu bestrafen. Noch waren keine zwey Jahrzehnte verflossen,

so

so war der Mongolische Schattenkayser auf Delhi und dessen kleines Gebiet eingeschränkt.

Bengalen hatte schon Aliverdi Chan kurz vor
1738 1738 abgerissen, und seine Unabhängigkeit durchgesetzt.

Am Osten des Ganges hatten um dieselbe Zeit die Rohilla, ein Stamm in den Gebirgen zwischen Indien und Persien, einen unabhängigen Staat ge-
1749 gründet, und ihn bis 1749 durchgekämpft.

In Carnatik, oder die Nabobschaft von Arcot, setzte Nizam, nachdem er sie den Maratten wieder abgenommen hatte, den Anwar Eddin, den Vater des Mahomed Alli, zum Nabob ein.

In der Provinz Agra gründeten die Dschaten (Jats), ein kriegerischer Hindustamm, unter Surage Mull einen unabhängigen Staat.

Die Nabobschaft von Auhd (Oude) stiftete Seifdar Dschong (Jung).

Allahabad riß Mahomed Kuli an sich.

Agimere kehrte zu seinen alten Herrn, den Rasbutten-Fürsten, zurück.

Die Gränzprovinzen von Indien (oder Candahar mit seinem Zubehör) hat Mahomed Schah schon an Nadir Schah abgetreten. Während Persiens ver-
1749 wirrtem Zustand nach Nadir Schah's Tod (1749) riß Abdallah, der Befehlshaber der Afghanischen Truppen Nadir's, dieselben an sich und stiftete unter dem Namen Ahmed Schah das sogenannte Reich Candahar

oder Abdalli, (welches Cabul, Candahar, Pischawer, Gasna, Gaur, Sedschesdan, Chorasan u. s. w., beynahe den ganzen frühern Staat Gasna umfaßte). Bald nach dem Antritt seiner dasigen Regierung drang er nach

Lahore und **Multan** (den Panjab) und schlug auch diese Provinzen zu seinem Reiche.

Malwa ward zwischen den Punah-Maratten, verschiedenen Prinzen und Zemindars getheilt.

Den größten Theil von **Guzerat**, **Berar** und **Orissa**, nebst einigen Besitzungen von **Decan** vereinigten die Maratten mit ihrem Theil von Malwa.

Decan hatte Nizam abgerissen, und vererbte es (1748) an seinen zweyten Sohn Nazir Dschong 1748 (Jung): denn der ältere, Gazi, war Großwesir zu Delhi.

Nach dieser Zersplitterung war dem mongolischen Schattenkayser von seinem Reiche nur noch Delhi mit seinem Stadtgebiete, und von seiner Würde nur noch der Name übrig. Der Kayser stand auf den Münzen, und von dem Volk in Hindostan und Decan ward noch an seine Heiligkeit geglaubt; daher jeder Usurpator sich in dem Besitz der von ihm abgerissenen Provinz von ihm durch einen Firman bestätigen ließ. Alle übrigen Bande der Abhängigkeit wurden unter **Mahomed** Schah und Ahmed Schah auf immer aufgelöst. Gazi Eddin und sein Sohn und

Nachfolger, der jüngere Gazi, obgleich als Großwesire allmächtig gegen die Kayser, den sie (wie Ahmed und Allum Ghir II.) nach Belieben ein- und absetzten, waren desto ohnmächtiger gegen jeden Rebellen, der ein Stück des Reichs an sich reißen wollte; aus Mangel einer hinlänglichen Kriegsmacht, bey dem immer mehr beschränkten Gebiete ihres Kaysers, konnten sie nicht einmahl die neu gefirmelten Fürsten ihrer Nachbarschaft in Ordnung und Furcht erhalten. So
1752 mußte Gazi Eddin 1752 die Maratten gegen die ungehorsamen, sonst ohnmächtigen Dschaten rufen.

In seiner Sklaverey richtete der Schattenkayser, jetzt (nach der Absetzung und Ermordung seines Vaters, Allum Ghir's II.) Schah Allum, seine Hoffnungen nach und nach auf alle bedeutende Mächte in Indien, zuerst auf Abdallah in Candahar, darauf auf die Britten, zuletzt auf die Maratten.

a. Abdallah ward durch den Ehrgeiz der Maratten auf den Kampfplatz geführt. Sie hatten unter Sahu ihre Herrschaft von Agra bis Carnatik ausgedehnt, und ihre Streifereyen und Zerstörungen über ganz Hindostan (nur in den letzten 20–30 Jahren nicht
1740 über Bengalen). Mit seinem Tod (1740) lähmte die Schwäche seines Sohns Ram Rajah den raschen Gang der Unternehmungen, an den die Maratten bisher gewöhnt gewesen waren; weshalb sich seine Minister entschlossen, ihren Maha Rajah einzusperren, und sich in sein Reich zu theilen: der Peischwa (der Civilminister)

Baji-

Bajirow eignete sich die westlichen Provinzen zu und nahm seinen Sitz zu Punah, der Bukschi (der Kriegsminister und Obergeneral des Reichs) Ragogi die östlichen Provinzen, und nahm seinen Sitz zu Nagpur in Berar. Nach den Sitzen ihrer Oberhäupter theilten sich die Maratten seitdem in Punah- und Berar-Maratten. Auch viele der kleinen Fürsten machten sich nach dem Beyspiel der beyden Minister unabhängig, und die eine unabhängige Maratten-Monarchie ward in kurzem ein Staat von einer Menge föderirter Fürsten.

Schon Bajirow's Sohn und Nachfolger im Staat der Punah-Maratten strebte nach der Oberherrschaft von Hindostan, mit dem geheimen Plan, dann aller Herrschaft der Mohammedaner ein Ende zu machen, und allerwärts wieder die Hinduregierung einzuführen. Er hatte bereits seine Eroberungen bis an den Panjab (Lahore und Multan), der dem Abdallah in Candahar gehörte, und bis zu den Ufern des Indus fortgesetzt, als endlich die Mohammedanischen Fürsten nach der Reihe gegen ihn aufstanden. Zwischen 1759 – 1761 1759
theilte sich ganz Hindostan für oder gegen die Maratten: Abdallah von Candahar führte (1761) die Mo- 1761
hammedaner auf die Ebenen von Carnawl und Pannipût zum Kampf, und die Maratten mußten nach einem schrecklichen Blutvergießen endlich weichen und den Traum ihrer Oberherrschaft von Hindostan aufgeben. Von dieser Niederlage erholten sie sich nie wieder ganz und beschränkten sich daher in ihren Kriegen meist auf Decan.

Abdallah konnte nach diesem Sieg über den Thron von Delhi verfügen. Er erkannte Schah Allum als Kayser und rief ihn aus Berar, wo er sich mit der Zurückeroberung von Bengalen beschäftigte, um unter seiner Obhut Besitz von seinem Thron zu nehmen. Da er aber zögerte, und die von den Seik in Lahore angefangenen Unruhen dem Abdallah nicht erlaubten, sich länger in Hindostan zu verweilen, so ernannte er dessen Sohn, Dschewan Bukt, zum Reichsregenten im Namen seines Vaters, und den Rohilla Helden, Nidzib al Dowlah, zu dessen Wesir.

b. Schah Allum schmachtete in Berar ohne Land, ohne Einkünfte, ohne mächtige Verbindungen; und fand endlich durch die Großmuth der Britten ein neues anständiges Etablissement.

Seit dem 17ten Jahrhundert besaßen die Britten in Hindostan allerley kleine Handelsniederlagen: Tellichery auf der Malabarischen Küste, Madras (oder
1633 das Fort St. George), die Insel Bombay (seit 1633), Calcutta auf Bengalen (ein Fort sammt einer Facto-
1690 rey seit 1690). Durch die ganze erste Hälfte des 18ten Jahrhunderts benutzten sie diese Besitzungen bloß zu einer ausgebreiteten Handlung; in seiner zweyten Hälfte zur Gründung eines brittischen Reichs in Indien durch die Theilnahme an den Streitigkeiten der Nabobe.

Bey dem Streit über die Nabobie Arcot (Carnatik) hielten die Britten die Partey des Mohammed

Ally

Ally gegen Chundasaheb und seine Bundesgenossen, die Franzosen, und theilten (1755) mit den Franzo- 1755
sen (was diese aber 1762 wieder verloren) Gebiet, 1762
Macht und Handlung von Coromandel und Orissa.

Bis 1762 waren sie unumschränkte Gebieter über 1762
Bengalen geworden und das brittische Reich am Ganges war gegründet. Sie hatten nach Aliwerdy's Tod die dasigen Nabobe, erst dessen Enkel Surajah Dowlah, dann dessen Nachfolger Cossim Ally besiegt, und ihren Freund Jaffier Ally Chan zum Nabob eingesetzt. Nach dessen Tod zogen sie alle bengalische Provinzen ein, und übernahmen die Verwaltung der Einkünfte von Bengalen, Bahar, Orissa und den nördlichen Circars, mit dem Versprechen, eine jährliche Rente von 26 Lak Rupien (etwa 1,560,000 Thaler) an Schah Allum zu bezahlen.

Diese Uebernahme des Schatzmeisteramts in Bengalen fiel in dieselbe Zeit, da die Britten den Nabob von Auhd, Sujah Dowlah, der für den von ihnen vertriebenen Nabob von Bengalen, Cossim Ally, die Waffen ergriffen hatte, besiegt und ihm seine Länder abgenommen hatten. Sie gaben im Frieden dem Ueberwundenen alle Provinzen zurück, bis auf Corah und Alhababad, die sie dem Kayser zu einem Etablissement, und darin Alhababad zur Residenz bestimmten. Dschewan Bukt hörte nun auf, Repräsentant seines Vaters zu seyn, und Schah Allum hatte ein

anständiges Auskommen und ein neues unabhängiges Gebiet.

e. Bey dem Genuß aller dieser Vortheile stand dem Kayser doch unaufhörlich sein Sinn nach Delhi, dem Thron und Sitz seiner Vorfahren, so wenige Freude er auch dort zu erwarten hatte, da die Seik, Rohilla, Maratten und Dschaten sich in die Provinzen Agra und Delhi getheilt hatten, und das Land abwechselnd verheerten. Er wandte sich endlich an die Maratten, ihn dahin zurückzuführen, und bewilligte ihnen dafür die Abtretung der Provinzen Corah und Alhadabad und andere übertriebene Forderungen. Sie hielten ihr Versprechen und zogen mit ihm am 25.
1771 Decemb. 1771 zu Delhi ein: aber zu seinem bittersten Unglück. Um Corah und Alhadabad nicht in die Hände der Maratten kommen zu lassen, erklärten die Britten diese Provinzen ihnen heimgefallen, da sie nicht mehr zu dem Zwecke dienen sollten, wozu sie dem Kayser wären eingeräumt worden und gaben sie gegen die gehörige Entschädigung dem Nabob von Auhd zurück. Der wichtigste Theil der Einkünfte des Kaysers fiel nun weg, und er mußte von nun an zu Delhi als Gefangener der Maratten von einer unbedeutenden Domäne und von den Pensionen leben, die ihm und seiner dürftigen Familie einzelne Nabobe aus Mitleid als Almosen zufließen ließen.
1806 So schleppte er sein Leben bis 1806 (bis in sein 82stes Jahr) im bittersten Elend hin, und sein Sohn und

und Nachfolger, der Sultan Alber, schmachtet gegenwärtig in derselben Erniedrigung und Dürftigkeit.

Die erste Macht in Hindostan waren jetzt die Britten. Seit ihrer Gründung (1762) hat sie bis auf die 1762
neuste Zeit nicht aufgehört zu steigen. Den Maratten hat sie das Gegengewicht gehalten; die Subabie Decan tief herabgebracht, die Nabobie von Arcot (Carnatik) sich unterworfen, den Staat Mysore vernichtet.

1. Die Maratten haben die Britten wenigstens gehindert, ihre Macht wieder auf die Höhe zurückzubringen, auf welcher sie vor der Schlacht auf der Ebene von Panniput gestanden hatte. Mit den Pu- 1774 bis
nah-Maratten führten sie zweymahl (von 1774- 1776
1776, und von 1778-1782) Kriege mit Uebermacht: 1778 bis
das erstemal erwarben sie sich die wichtige Insel Sal- 1792
sette, die Kornkammer von Bombay, und einen District von drey Lak Rupien Einkünfte in der Nachbarschaft der Stadt Broach; das zweytemal, wo sie große Provinzen erobert hatten, gaben sie alles, und selbst Broach zurück, und behielten nur Salsette und die drey kleinen Inseln Hog, Carnaja und Elefanta für sich.

Die Berar-Maratten machten zwar immer Ansprüche auf den Chout in Bengalen: aber wie oft hätten sie wagen dürfen, ihn zu erheben? Doch stehen sie den Britten von mehr als einer Seite im Wege. Ihr Besitz von Orissa, einer dreyßig Meilen langen

Seeküste, hindert die Landcommunication der Engländer mit Bengalen und ihren südlichen Besitzungen in Decan; ihr Besitz der starken Festung Cattak (oder Cuttak) hindert sie, Meister der Seeküste vom Cap Comorin bis an den Ausfluß des Ganges zu werden. Ja bey allen den Vortheilen, welche die Britten bisher gegen die beyden Marattenstaaten errungen haben, bleiben sie doch ihre gefährlichsten Feinde in Hindostan.

2. Die Subabie Decan hatte Nizam al Moluk
1741 nach seiner Rückkehr von Delhi 1742 für ein unabhängiges Reich erklärt und Carnatik (die Nabobie Arcot) damit verbunden: die erstere beherrschte er selbst, die letztere ließ er von Anwar Eddin Chan verwalten. Nach Nizam's Tod entstanden innere Kriege über den Besitz von Decan und Carnatik, an welchen Franzosen und Britten Theil nahmen, jene zu vorübergehenden, diese zu bleibenden Vortheilen. Seit diesen Kriegen waren Decan und Carnatik in beständigem Abnehmen.

a. Die Nabobie Carnatik trennte Schah Allum
1765 1765 von Decan, und ertheilte ihr in einem Firman völlige Unabhängigkeit. Sogleich nahmen sie die Britten gegen einen großen Theil der jährlichen Einkünfte in Schutz, legten Besatzung in ihre Festungen, und vertheidigten sie auch siegreich gegen Hyder Ally und Tippo Saheb. Sie waren seitdem die eigentlichen Beherrscher des Landes, ob sie gleich nur den

District

District Jaghire um Madras als eigenthümliches Land besaßen, und ein Nabob ihr Vasall war. Am 31. Jul. 1800 übernahmen sie endlich auf immer die ganze 1800
Civil- und Militärregierung der Nabobie.

b. Die Subabie Decan ward immer kleiner. Im Jahr 1766 erhielten die Britten die nördlichen Cir- 1766
cars an der Küste Golconda, welche seit einiger Zeit die Franzosen besessen hatten, und nahmen die Subabie gegen die Eingriffe Hyder Ally's in Schutz, wodurch die abgerissenen einzelnen Nabobien nach und nach wieder an Decan zurückkamen, nicht ohne große Vortheile für die Britten. Der Nizam ist gegenwärtig ein Schattenfürst unter brittischer Botmäßigkeit.

c. Nur Mysore im südlichen Decan drohete eine Zeitlang dem brittischen Reich in Indien den Untergang. Diese kleine Lehnsherrschaft, die ursprünglich aus einer Festung und 32 Dörfern bestand, verwandelte der Kriegsbefehlshaber ihres Rajah, Hyder Ally, 1763
zwischen 1763-1782 in ein großes Reich. Sein Le- bis
ben war seit 1767 ein beständiger Kampf mit den 1782
Britten, und auch sein Sohn und Nachfolger Tippo Saheb kannte durch seine ganze Regierung hindurch 1782
(von 1782-1799) keinen andern Ehrgeiz, als den, den bis
brittischen Namen in Ostindien zu vertilgen. Je ge- 1799
fährlicher der letzte Kampf mit ihm für die Britten war, weil sie ihn, ohne ihre indischen Alliirten, ganz allein bestehen mußten, desto glorreicher endigte er sich mit der Eroberung von Seringapatan (am 4. May

 1799)

1799 1799). Der Sultan selbst blieb im Sturm, und das Reich Mysore ward aufgelöst. Die Britten behielten davon 764 Quadratmeilen seines besten Theils und vermehrten dadurch ihre jährlichen Einkünfte mit 2,331,000 Rupien. Das übrige Land theilten sie aus Politik unter ihre Alliirten, die Maratten und den Subah von Decan, weil sie doch keine hinreichende Kriegsmacht hatten, alle feste Plätze mit ihren Truppen zu besetzen.

II. Perser.

Die Reisebeschreibungen nach Persien, von Viaggio d'un Mercante nella Persia dall' anno 1507 sino all anno 1520 im *Ramusio* (T. II. p. 78.) an bis auf *G. A. Olivier* (deutsch: Reise durch Persien und Kleinasien. Aus dem Franz. von K. L. M. Müller. Leipz. 1808. 3 B. 8.), besonders B. III.

Allgemeine Welthistorie. Halle in 4. B. XXII. Guthrie und Grav. B. VII. 1.

Chardin voyage en Perse par *L. Langlès*. (Paris 1811. 10 Voll. 8.) Vol. X.

Histoire des révolutions de Perse pendant la durée du dix-huitième siécle de l'ère chrétienne, par *Ch. Picault*. Paris 1810. 2 Voll. 8.

Persien hatte die Natur zu dem glücklichsten Lande und zum Wohnsitz der Cultur bestimmt. In seinem Mittelpunkt hatte sie einzelne wahre Paradiese mit Wasser und Schatten, mit der reinsten Luft und der üppigsten Vegetation angelegt, und sie wieder mit minder begünstigten Gegenden umgeben, um ihren Einwohnern Anstrengungen zuzumuthen, wodurch die letztern den erstern gleich gemacht, und die Einwohner zur Geistesbildung geführt werden sollten. Den mittägigen Provinzen gab sie gar keinen Winter; den nördlichen

chen gegen die Medischen Gebirge zu nur einen halben Sommer, um die Kräfte ihrer Einwohner mannichfaltig zu üben. Die alten Perser folgten auch den Winken der Natur, und lernten selbst die dürresten Gegenden zur Fruchtbarkeit zu zwingen. Sie gruben am Fuß der Gebirge und fanden reiche Quellen, deren Wasser sie in tiefen unterirdischen Kanälen in die Gegenden fortleiteten, die seiner bedurften: in der einzigen Provinz Chorasan hat man ihrer gegen 42,000 gezählt. Den Privatunternehmungen dieser Art hatten die Beherrscher ihrer Seits hinzugefügt, wozu die Kräfte des Privatmanns nicht hinreichten, öffentliche Werke großer Wasserleitungen, selbst durch durchwühlte Berge hindurch geführt, welche das überflüssige Wasser weit umher vertheilten. Als Schüler Zoroaster's befolgten die frühern Einwohnern den Lehrsatz, welcher der politischen Oekonomie höchst günstig war, daß es in den Augen der Gottheit ein verdienstliches Werk sey, ein Feld urbar zu machen und einen Menschen zu erzeugen. So ward das ganze weit ausgedehnte Land, wenige ungesunde Stellen ausgenommen, ein Lustgarten, in dem die ganze Macht, Fülle und Pracht der Natur zu sehen war, bewohnt von den glücklichsten und fleißigsten Menschen.

Wo wären nun in diesem himmlischen Lande die Nachkommen zu finden, welche ihren frühen Vorfahren glichen? wo Künstler, wie einst die Urheber der Denkmähler von Bisotun, oder Isthakar? oder, wenn es zu viel wäre, das entfernte Alterthum zurückzuverlangen,

langen, wo wären nun die Künstler und Gelehrten von Samarcand, Balkh und Bockhara? oder, wenn man auch auf diese Verzicht thun will, wo die Fabrikanten von Tauris, Herat und Meschd, die noch vor wenigen Jahrhunderten die Seide und übrigen reichen Produkte von Aderbidschan und Chorasan verarbeiteten? wo überhaupt die vordem so volkreichen und blühenden Städte Ispahan und Schiras, Taschkent und Turkestan? Das ganze Land ist ein großer Schutthaufe, voll Trümmer der verschwundenen Macht und Herrlichkeit der frühern Zeiten, eine große Einöde weniger unglücklicher Nachkommen glücklicherer Väter, der Wohnsitz entarteter Menschen, die mit ihren Vorfahren nichts als die frische Farbe, die blühende Gesundheit und die schönen, glücklichen Formen gemein haben, welche sie der reinen Luft, die sie athmen, verdanken. Persien ist seit drey Jahrhunderten verfallen und verödet durch den Blutdurst seiner Regenten, der Sophi, durch die unersättliche Habsucht Schah Nadir's, ihres Ueberwinders, und die Härte und Grausamkeiten seiner Nachfolger. Dem Zustand des Landes sind die Einwohner gefolgt: ihre physische Sklaverey hat auch eine geistige nach sich gezogen; sie hat jeden edeln Trieb erstickt, und jede Geisteskraft gelähmt. Von allen den Wissenschaften und Künsten, welche die Perser ehedem mit Erfolg getrieben haben, sind nur Geschichte und Poesie nicht unter ihnen abgestorben: jene haben die Thaten einzelner großer Männer von Zeit zu Zeit aufs neue belebt,

lebt, von dieser hat sie die Lebendigkeit ihrer Einbildungskraft und ihre Sprache voll Anmuth und Wohllaut nie abkommen lassen.

Die Kurden, welche mit den Persern Eines Stammes sind, ein rauhes Bergvolk, welches das alte Assyrien und einen Theil von Medien (Kurdistan) besonders die Gordyäischen oder Karduchischen Gebirge bewohnt, haben sich von ihrer ursprünglichen Rohheit nie entfernt; sie haben durch alle Zeiten von Viehzucht und Plünderungen gelebt und durch rohe Tapferkeit sich ausgezeichnet. Sie haben sich daher noch nie einen Ehrenplatz in der Geschichte erworben.

Ismael, der Nachkomme eines heiligen Aliden zu Ardewil in Aderbidschan, Scheik Sophi, gründete das neue Persische Reich aus Trümmern des Turkomannenstaats: Aderbidschan, Diarbekr, Irak, Fars und Kerman; dem Heiligen, seinem Ahnherrn zu Ehren, legte er sich den Namen Sophi (ein in Wolle Gekleideter) bey: und diesen behielt auch der ganze Regentenstamm (S. den vorigen B. S. 263).

Tafel der Sophi.

Ismael Sophi, Haidar's Sohn, von 1508 — 1524.
Schah Thamasp, des vorigen Sohn, von 1524 — 1575.
Schah Ismael II., des vorigen Sohn, zwischen 1576 — 1577.
Der Mönch Mohammed (Chodabend), des vorigen Bruder, von 1577 — 1585.

Emir

Emir Hamzah, des vorigen Sohn, nach einigen Monathen ermordet von
Ismael III., seinem Bruder; ihn ermordete wieder sein jüngerer Bruder } 1586. 1587.

Schah Abbas I., des Mönchs Mohammed (Chodabend) Sohn.

Schah Abbas I. von 1587—1629.

Schah Sephi (oder Sain Mirza), Enkel Schah Abbas I., von 1629—1642.

Schah Abbas II., des vorigen Sohn, von 1642—1666.

Schah Soliman (Sophi Mirza), Abbas II. Sohn, von 1666—1694.

Schah Hussein, des vorigen Sohn, von 1694—1722.

Afghanen aus Candahar, im Kampf mit Persien
unter Mir Weis
unter dessen Bruder Abdallah
unter Mahmud, Mir Weis's Sohn } von 1715—1722.

Abbas Mirza, Hussein's ältester Sohn, erhält die Regierung von seinem Vater übertragen; weil er ihn aber dazu untauglich findet, setzt er ihn sogleich wieder ab und erhebt

Sophi Mirza, seinen zweyten Sohn auf den Thron; setzt aber auch diesen wieder ab und erhebt

Thamasp Mirza, seinen vierten Sohn, auf denselben; dieser ergreift die Flucht; die Afganen erobern Ispahan; lassen aber dem alten Hussein das Leben.

Afghanen herrschen von 1722—1730.

Mahmud, Mir Weis's Sohn, von 1722—1725.

Aschraf, Abdallah's Sohn, eines Oheims von Mahmud, von 1725—1730

- verläßt Persien und zieht mit seinen Afghanen nach Candahar zurück 1730.

Das

Das Haus Sophi zum zweytenmal:

Schah Thamasp Mirza zum zweytenmal 1730, abgesetzt 1732.

Abbas III., des vorigen Sohn, ein Kind, unter Kuli Chan's Reichsverwesung, von 1732—1736.

1508 bis 1587 I. Bis Schah Abbas (von 1508-1587) erschienen keine Regenten auf dem neuen Persischen Thron, die den noch kleinen Umfang des Reichs zu erweitern die Kraft gehabt hätten. Die Osmanischen Kayser, Selim und Soliman II., hinderten sie nicht nur an jeder Ausbreitung, sondern nahmen ihnen sogar einzelne Districte ab: dem Stifter des neuen Staats, Ismael
1514 Sophi, entriß Selim (1514) Tauris, Diarbekr und einen großen Theil seines Gebiets, und seinem Nach-
1533 bis 1535 folger, Thamasp, nahm Soliman in zwey unglück-
1548 bis 1555 lichen Kriegen (von 1533-1535, und von 1548-1555) Wan, Marasch und Mosul mit ihren Gebieten ab. Die übrigen Merkwürdigkeiten dieser Zeit waren Mordfeste: Ismael II. verhängte den Tod über jeden, der ihm verdächtig war, und büßte dafür durch Gift; der Mönch Mohammed Chodabend ließ seine noch vorhandenen drey Brüder hinrichten, und von seinen drey Söhnen ermordete Ismael III. seinen Bruder Emir Hamzah, um Besitz vom Thron zu nehmen, und jenen wieder Schah Abbas, dem der Thron blieb.

II. Persien begann durch Schah Abbas seine wichtigere Zeit, und das Reich seine größte Ausdeh-
1596 bis 1599 nung. Zwischen 1596-1599 eroberte er Chrorasan. In

In seinem ersten Krieg mit den Türken (von 1601–1618) nahm er den Türken wieder Tauris ab nebst vielen andern Plätzen von Armenien, einem Theil von Georgien, Aderbidschan, Schirwan, Ghilan und Mazanderan; den zweyten (von 1622–1626) endigte er mit der Eroberung von Bagdad. Die Portugiesen trieb er (zwischen 1621–1626) aus Ormus, um seinen Unterthanen den dasigen Handel zuzuwenden, und räumte den Britten für den Beystand, den sie ihm dabey geleistet hatten, Bender Abassi ein. 1601 bis 1618 1622 bis 1626

Das schwerste Problem schien ihm, die Kurtschen, die Miliz des Reichs, ein Stamm von tatarischer Abkunft, der seit Ismael Sophi's Zeit immer mächtiger geworden und nun im Besitze aller wichtigen Stellen am Hof und bey der Armee war, und sich bey den neuen Siegen, die er unter ihm erkämpfte, immer stärker fühlte, in Ordnung und Abhängigkeit zu erhalten: es beschäftigte ihn auch seit seinem ersten glücklich geendigten Krieg mit den Türken durch seine ganze Regierung hindurch; aber er löste es doch auf eine rohe, höchst gefährliche Weise durch die Aufnahme eines neuen Kriegsstandes neben dem alten, in der Hoffnung, daß beyde einander das Gegengewicht halten sollten. Den Kurtschen stellte er 80,000 aus Georgien nach Mazanderan, Armenien, Aderbidschan und Fars verpflanzte Familien entgegen; und diesen wieder, als er auch gegen sie mißtrauisch geworden war, die Schah Seven (die dem Kayser Zugethanen,

eine Art Lehnmiliz), indem er einzelnen Landbesitzern neue Ländereyen zutheilte, mit der Bedingung, daß sie auf sein Aufgebot eine Anzahl Krieger ins Feld stellen sollten. Aber was gewann durch diese Militäreinrichtungen das Reich? Die beyden ersten Milizen plünderten bald wechselsweise durch Erpressungen die Provinzen aus, und die Schah Seven, die nur im höchsten Nothfall zur Vertheidigung des Throns gebraucht werden sollten, vergaßen in kurzem ihre Verpflichtung, und betrachteten ihre Lehngüter als ihr vom Sultan unabhängiges Eigenthum.

Bey dieser Organisation der Kriegsmacht noch immer wegen der Sicherheit des Throns voll Sorgen, nahm er endlich zwischen die Einwohner der Städte, Flecken und Dörfer Fremdlinge auf, die den Eingebohrnen in Gewohnheiten, Sitten und Sprache völlig entgegenstanden, mit der Vorschrift, sich nicht unter einander zu verheirathen, und in keinem Verkehr mit einander zu stehen. Sie sollten zwey mit gegenseitigem Hasse erfüllte Parteyen neben einander im Reiche bilden, damit, wenn die eine den Thron umstürzen wollte, die andere ihn halten und vertheidigen möchte. So entstanden die Pelejik und Felejik, die man schon durch die Farbe ihrer Halsbinden und Kleider von einander unterscheiden konnte: die bittersten Feinde von einander; bey der jährlichen Todesfeyer der beyden Söhne Ali's, Hussein und Hassan, traten sie, selbst unter der Ermunterung der Obrigkeit, in Faustkämpfen

kämpfen gegen einander auf, die sich immer mit einem Felde voll Leichen endigten.

Einen so roh organisirten, mit lauter sich an einander reibenden Parteyen recht geflissentlich angefüllten Staat konnte nur die blutigste Strenge zusammenhalten: und so erklärt sich, wie die Regierung des Schah Sefi von Blut triefen mußte. Geraume Zeit erwehrte er sich aller Feinde seines Reichs, bis sie dasselbe endlich an zwey verschiedenen Orten, im Westen und Osten, zu gleicher Zeit stürmten: nun erst eroberte Murad IV. Bagdad, der Groß-Mogul, Schah Jehan, Candahar, und die Schask, ein kriegerisches Bergvolk in der fast unzugänglichen Gegend der südlichen Küste von Kerman, erklärten sich unabhängig. Candahar eroberte zwar Schah Abbas II. wieder zurück; aber die Schask konnte er nicht bändigen.

Die letzte Partey in dem unglücklichen Persien erhob sich unter Schah Soliman, der schwach genug war, sich von den schwarzen und weißen Verschnittenen die Zügel der Regierung aus der Hand winden zu lassen. Der verachtetste Stand ward unter ihm schnell der erste und geehrteste im Staate, und, im Besitze aller Collegien, vom untersten an bis zum Staatsrath hinauf, trieb er schon unter ihm seine Erpressungen und Gewaltthätigkeiten unverholen; noch frecher und unverschämter unter Hussein, nachdem sie den Kayser recht planmäßig in Wollüste und Zer-

streuungen, aus denen sie ihn nicht zu sich selbst kommen ließen, verstrickt hatten.

Der despotische Druck empörte endlich die Afghanen in Candahar, ein treues, tapferes Nomadenvolk, so wenig zum Aufstand geneigt, daß sie ihre drückende Lage durch wiederholte Vorstellungen zu mildern suchten: erst, als darauf gar nicht geachtet wurde, rief Mir Weis, eines der mächtigsten Afghanenhäupter, seine Nation zum Aufstand.

Ihr erster Auftritt war nicht glücklich: der Persische Heerführer, der Georgische Prinz Gurghin Chan, gewann die erste Schlacht, und machte Mir Weis zum Gefangenen, den er der sicherern Verwahrung wegen nach Ispahan bringen ließ. Er selbst ward zum Statthalter von Candahar bestellt, mit dem festen Vertrauen, daß er durch die Härte seines Drucks alle Neigung zur Freyheit in den Afghanen auf immer ersticken würde. Er erfüllte auch die Erwartung: Candahar erfuhr alle Drangsale eines grausamen Despoten.

Zu Ispahan stürzte immer eine Faction die andere. Mir Weis hatte bald ausgeforscht, welche Partey dem gegenwärtigen Zerstörer seines Vaterlandes, dem Georgischen Prinzen Gurghin Chan, entgegen sey, und wandte darauf alle Gelder, welche die Afghanen zusammen bringen konnten, der Sage nach eine Summe von 450,000 Thalern, auf die Be-

stechung

steckung der Feinde des Tyrannen am Hofe. In kurzem hieß es: "Gurghin Chan verstehe nicht Candahar auf die rechte Weise zu regieren; man müsse ihm Mir Weis an die Seite setzen, wenn man sich der Treue der Provinz versichern wolle. Schon 1709 war Mir 1709
Weis dem Prinzen von Georgien mit der geheimen Vollmacht an die Seite gesetzt, alles, was er dem königlichen Interesse angemessen erachte, in Candahar anzuordnen. In kurzem hatte er den Statthalter in einen Krieg mit den Stämmen Tirin, die den Tribut verweigerten, verwickelt, der ihm Gelegenheit gab, die Kriegsvölker seines Stammes zu sammeln, als wolle er mit ihnen zu dem Heer des Prinzen stoßen. Bey einem Gastmahl, welches Mir Weis dem Statthalter gab, läßt er ihn und seine Begleitung von seinen Afghanen unvermuthet überfallen und erschlagen; rückt darauf in Eile vor die Festung Candahar, und bewegt ihre Besatzung, unter dem Versprechen der völligen Sicherheit der Personen und des Eigenthums, sich ihm zu ergeben. Mit der Festung war die ganze Landschaft sein.

Von 1710-1713 kämpften die Afghanen ihre Frey- 1710 bis
heit durch, und Mir Weis sah sie bey seinem Tod 1713
(1715) schon befestigt. Nun strebte aber der wilde 1715
Kriegsmuth seines Sohns Mahmud, den er selbst gern von seiner Nachfolge ausgeschlossen hätte, nach Höherem, das auch die Zeitumstände begünstigten. Zwischen 1716-1720 trat das halbe Persische Reich gegen 1716 bis 1720

 die

die Schrecken des Despotismus und die Erpressungen der Statthalter in Aufruhr. Während die Persischen Heere an verschiedenen Orten mit den Aufgestandenen
1722 beschäftigt sind, erscheint Mahmud (1722) plötzlich vor den Thoren von Ispahan, und öffnet sich dieselben durch eine gewonnene Feldschlacht. In dieser Verwirrung hatte sich der alte Schah Hussein die nöthige Kraft zur Regierung nicht zugetraut; sondern sie seinen drey Söhnen, **Abbas Mirza**, **Sophi Mirza** und **Thamasp Mirza** nach einander übertragen; die beyden ersten fand der Vater selbst dem schweren Beruf nicht gewachsen, und setzte sie wieder ab; und als auch der letzte die Flucht in die westlichen Provinzen ergriffen hatte, zieht Mahmud als Sieger in Ispahan ein und Hussein legt die Krone zu seinen Füßen nieder.

Afghanen von 1722–1730.

Doch hatte **Mahmud** eigentlich nur die östlichen Provinzen des Persischen Reichs inne. Thamasp, des entthronten Hussein's Sohn, beherrschte noch die westlichen unter dem Titel eines Schah, und besaß auch einige Festungen im Osten. Außerdem griffen die Nachbaren zu. Ahmed III. schlug Georgien zu den türkischen Provinzen in Asien, und Peter I. Dagestan, Derbend und Ghilan zu den russischen.

Dessen ohnerachtet wendet sich Thamasp an die Türken und Russen um Beystand. Die Pforte schlug ihn aus Sectenhaß ab, weil die Perser als Schiiten den

den rechtgläubigen Afghanen in ihren Augen nachstanden. Peter I. versprach ihn unter der Bedingung, daß ihm Thamasp seine Rechte auf Ghilan, Mazanderan und Astrabad, und auf die Städte Derbend und Baku abtreten sollte.

Um dieselbe Zeit änderten die Afghanen ihren Befehlshaber. Mahmud's häufige Anfälle von Melancholie giengen jetzt in völligen Wahnsinn über; wodurch sich die Afghanen gezwungen sahen, einen andern Anführer zu wählen. Ihre Wahl traf Aschraf, Mahmud's nahen Blutsverwandten, den Sohn seines Oheims Abdallah.

Seine Regierung in Persien begann er mit Versuchen, sich mit seinen Gegnern zu setzen. Mit den Türken schloß er Frieden: sie behielten von ihren Eroberungen Zengan, Soltanija, Abher und Taheran. Mit Thamasp gelang ihm kein Friede. Schon war Kuli Chan (ein Afschare, der von einem Esels- und Kameltreiber zum Räuber und Anführer einer Räuberbande aufgestiegen war) mit seiner Horde in Thamasp's Dienste gegen die Afghanen getreten, und ließ seinen neuen Herrn große Siege hoffen. Er zwang auch Aschraf, nach dem Verlust mehrerer Schlachten Persien zu räumen. Doch zog er nicht ab, ohne Ispahan noch einmal rein ausgeplündert und den alten abgesetzten Hussein abgeschlachtet zu haben.

Kuli Chan beschützte nun den wiederhergestellten Thron der Sophi, bis es ihm gefiel, sich selbst dar-

auf zu schwingen. Thamasp besaß ihn nur zwey Jahre. Um den allmächtigen Kuli Chan zu entwaffnen, drangen seine Minister darauf, den Obergeneral zu veranlassen, seine im Frieden überflüssigen Truppen aus einander gehen zu lassen, und er dagegen, seine überflüssigen Minister zu verabschieden. Da der Schah dieses verweigerte, so ließ ihn Kuli Chan "wegen seiner Unfähigkeit zur Regierung" in enge Verwahrung bringen, und setzte seinen Sohn, ein Kind in der Wiege, auf den Thron. Er herrschte von nun an in seinem Namen.

In dieser Zeit der vormundschaftlichen Regierung beschäftigte er seine große Armee durch einen Krieg
1734 mit den Türken, und nahm ihnen (1734) Georgien, Armenien und Aderbidschan ab. Aus bloßer Achtung gegen den Helden gab die Kayserin Anna alle die Eroberungen mitten im Frieden freywillig zurück, welche Peter I. am kaspischen Meer gemacht hatte.

1736 Das Kind auf dem Persischen Thron starb 1736. Nun begann Kuli Chan, von seinem Heer zum König von Persien ausgerufen, die Regierung in seinem Namen als Schah Nadir.

Affscharen,
oder Schah Nadir und seine Nachkommen seit 1736.

III. Unter Schah Nadir erscheint zwar Persien noch einmal in seiner Größe, selbst Candahar eroberte er

zurück,

zurück, sogar den Thron von Delhi hätte er mit dem Persischen verbinden können, wenn er nicht lieber ohne ihn bloß seine Schätze sich hätte zueignen wollen: als Mann von Geist, schnell in Entschließungen, kraftvoll in Ausführung und reich an Mitteln zur Erreichung seiner Zwecke, blieb er nirgends hinter seinem Vorhaben zurück. Aber dennoch verödete sein Reich unter ihm bey seiner unersättlichen Habsucht. Alle Provinzen wurden mit unerschwinglichen Auflagen beladen, und diese mit unmenschlicher Grausamkeit eingetrieben, welches die Einwohner bis zur Verzweiflung brachte. Ganze Flecken und Dörfer verließen ihre Einwohner; sie zogen sich entweder in unzugängliche Gebirge, oder wanderten in benachbarte Reiche aus. Die vordem blühenden Gegenden wurden wahre Einöden.

Man segnete daher das Schwerdt seiner Leibwache, als es endlich die Welt nach einer eilfjährigen Regierung von diesem unersättlichen Ungeheuer (1747) be- 1747
freyte.

Nach seinem Tod zerfiel sein Thron in Trümmer nach dem Rechte der Stärkern.

1. Chrorasan und Sedschestan eignete sich der Neffe des ermordeten Kaysers, Ali Kuli Chan, zu und brachte diese Länder auf seine Nachkommen.

2. Candahar, mit den übrigen östlichen Provinzen, riß ein Afghane aus dem Stamm der Duranier, Ahmed Abdallah, ab.

3. In Georgien machte sich Taymuras, Fürst von Kaketi, unter dem Beystand seines tapfern Prinzen Heraklius unabhängig; sie eroberten noch Schirwan, das schon ehedem zu Georgien gehört hatte, Erivan und Naxivan (Armenien) dazu, und drangen bis Tauris vor.

4. In Persien und den westlichen Provinzen warfen sich Anfangs Ali Merdan Chan, ein Bactiare aus Lauristan, und der Kurde, Mohammed Kerim Chan, zu Verfechtern der Rechte Ismaels aus dem Hause Sophi, eines Enkels des Schah Hussein durch seine Mutter, auf. Der Kurde räumte bald den Bactiaren durch Meuchelmord aus dem Wege; mit zwey andern Heerführern, die sich zu gleicher Zeit nach Schah Nadir's Tod kleine Herrschaften dieser Gegend zugeeignet hatten, mit Hassan Chan in Astrabad, und Assad Chan in Tauris, schlug
1759 er sich bis 1759 herum, wo er endlich über sie die Oberhand behauptete. Als Hassan Chan ermordet und Assad Chan entwaffnet war, beherrschte Kerim Chan mit dem bloßen Titel Vakihl (Regent) ohne bedeutenden Nebenbuhler die Provinzen Kerman, Fars, Lauristan, das Persische Irak, Mazanderan und Aderbidschan, mit Ausnahme der gebirgigten Gegenden und mancher Landschaften an der Seeküste, wo die einzelnen herrschenden Familien seine Oberherrschaft nur immer so lange anerkannten, als seine Truppen in ihrem Gebiete waren, und Tribut bezahlten, wenn er von einer Armee eingetrieben wurde.

Durch

Durch Kerim Chan genoß Persien (von 1749- 1779) gegen die vorigen und folgenden Zeiten eine beneidenswerthe Ruhe. Durch treffliche Policeyanstalten kehrte innere gute Ordnung und öffentliche Sicherheit in das Reich zurück: Gerechtigkeit und Milde herrschte in der Rechtspflege; völlige Duldung in der Religion; Mäßigung in den öffentlichen Abgaben; neue Regsamkeit in Gewerben und Handlung, zu deren Betreibung die Armenier wieder zurückgerufen wurden, welche Schah Nadir's Habsucht zur Auswanderung bewogen hatte. Ob er gleich immer bloß Krieger blieb, und daher in seinen Regierungsanstalten bloß seinem gesunden Verstand folgte, brach er doch den Frieden nur Ein mahl mit den Türken, um Bassora zu erobern (1778. 1779). 1749 bis 1779

Seit seinem Tode (1779) ist Persien wieder ein Schauplatz der Verwüstung. 1779

Tafel der Regenten von Fars.

Kerim Chan, als Wakihl (Regent) im Namen seines Schattenkaysers, Ismael, von 1749—1779 11. Febr.

Abul Futtah Chan, Kerim's ältester Sohn.

Sein Gegner, Zikih Chan, steckt ihn ins Gefängniß; ihn besiegt dagegen

Ali Murad Chan und führt wieder Abul Futtah Chan aus dem Gefängniß auf den Thron.

Endlich ward Abul Futtah Chan von seinem eigenen Oheim wieder in das Gefängniß gebracht und geblendet.

Moham-

Mohammed Zadik Chan; Oheim des Abul Futtah Chan bis 1780, wo er von seinem Nachfolger ins Gefängniß geworfen und geblendet wurde. Er tödtete sich endlich selbst.

Ali Murad Chan; stürzte vom Pferd und starb 1785 11. Febr.

Akau Mohammed Chan; muß mit seinem Gegner theilen:

Akau Mohammed Chan regierte in Mazanderan und Ghilan, in den Städten Ispahan, Hamadan und Tauris. gest. 1789.

Dschaafar Chan, sein Gegner, regierte in Schiras, in den Provinzen Bibuhn und Schoster; bekam Geschenke von der Provinz Caramanien und der Stadt Jezd, und Tribut von Abu Schähr und Lahr; ein milder und beliebter Fürst: ermordet 1789.

Luft Ali Chan, Dschaafer's Sohn, vereinigt wieder das ganze Reich von 1789 an.

Ali Mehemmed Chan, vertreibt den vorigen Kayser 1795, von seinen Sklaven ermordet 1797. Sterbend ernannte er zu seinem Nachfolger

Fath Ali Schah (auch Baba Chan), seinen Neffen.

III. Tataren.

In dem unermeßlichen Raum von der Kaukasischen Landenge im Westen bis an den Ocean im Osten, und von den nördlichen Gränzen Persiens, Vorderindiens, Tibets und Sinas bis an und über die südlichen Gränzen des Russischen Reichs wohnen (außer den Mongolen in der Mitte) lauter Tatarische Stämme, von denen er den Namen der großen Tatarey erhalten hat.

Die Tataren in dem östlichen Theil der Tatarey sind noch bloße Nomaden, welchen noch alle Verfeinerungen des civilisirten Lebens abgehen, und rohe Tapferkeit für den höchsten Ruhm gilt. Außer den halb wilden Stämmen, welche auf dem sinesischen Gebiete an der Küste des östlichen Oceans und am Amur wohnen, wie den Yupi und Ketsching, den Drotschy und Bitschy u. a., haben auch die etwas mildern Stämme, die Tongusen am Jenisey und die Tagurier am Baikal, sich noch wenig über die sehr niedrige Stufe der Menschheit erhoben: auf die einzigen Nudschen im Norden von Sina und Korea ist ein Anfang von Cultur durch die aus ihnen entsprossenen sinesischen

Kayser

Kayser in den letzten anderthalb Jahrhunderten überge-
gangen. Durch ihre Veranstaltung sind schon mehrere
Familien, selbst in ihrem Vaterlande, der östlichen
Tatarey, dem bloß nomadischen Leben entzogen, in
förmliche Städte gesammelt, und dadurch einem civili-
sirten Leben näher gebracht worden: in Sina selbst ha-
ben die mit dem Kayser dahin verpflanzten Familien
nicht nur alle in diesem Reiche einheimische Cultur an-
genommen, sondern ihr sogar neue bessere Seiten ge-
geben: sie zeichnen sich in Gewerben und Künsten, ja
sogar in wissenschaftlichen Kenntnissen zu ihrem großen
Vortheil vor ihren Lehrern, den Sinesen, gegenwärtig
aus. Was daher die Geschichte von der Cultur der
Tataren weiß, das betrifft bloß die Nudschen in Sina,
die seit ihrer Einwanderung in die Provinz Leao-tong
1586 (1586) den Namen Mandschu angenommen haben. (S.
oben S. 19).

Kauka-

Kaukasische Völker.

Joh. Just Gärber in Müller's Sammlung Russ. Geschichte Th. IV. (die erste umständliche Nachricht von den Kaukasischen Völkern).

Güldenstedt in seiner Reise.

Pallas in seiner neuen Reise und in seinen Nordischen Beyträgen.

Friedr. Aug. Marschalls von Bieberstein Beschreibung der Lande zwischen dem Terek und Kur am Kaspischen Meere. Frankf. 1800. 8.

Jac. Reineggs Beschreibung des Kaukasus. Hildesheim u. St. Petersb. 1797. 2 B. 8. (verwirrt).

Ellis Memoir of a Map of the Countries between the Black-Sea and the Caspian, with an Account of the Caucasian Nations and Vocabularies of their languages. Lond. 1780. 4. franz. mit einem 2ten Bande vermehrt. Paris 1797. 4. die engl. Ausgabe ausgezogen in Sprengel's und Forster's neuen Beyträgen. Th. X. S. 158.

von Breitenbauch Ergänzungen der Geschichte von Asia und Afrika. St. 1. Dessau 1783. 8.

Alle Sprachen der Stämme am Kaukasus, die bis jetzt näher bekannt worden sind, haben in Wörtern und Grammatik Verwandtschaft unter sich und mit dem Indisch-Persischen Sprachenstamm: der Völkerstamm,

zu

zu dem sie gehören, kann daher nicht zweifelhaft seyn. Schade, daß seine Zweige dieser Gegend so unbekannt sind, ob sie gleich vielleicht nie sehr wichtig waren. Denn nur die historische Schwärmerey hat auf den Kaukasus die hohe Cultur einer untergegangenen litterarischen Welt versetzt: die auf historische Denkmähler sich gründende Geschichte kennt hier außer rohen Barbaren, die größtentheils von Viehzucht und Raub leben und noch nicht lesen und schreiben können, nur zwey Völker, die ihr merkwürdig seyn können: die Georgier und Armenier; und auch diese sind fast immer nur verdammt gewesen, fremden Mächten zu dienen.

IV. Georgier.

Die Georgier hat die Natur recht mütterlich bedacht mit einem lebendigen Geist in den schönsten Körpern: und daß sie dessen ohnerachtet hinter den gebildeten Völkern zurück geblieben sind, daran ist ein unerbittliches Schicksal Schuld, welches durch alle bekannte Jahrhunderte über das herrliche Land, welches sie bewohnen, gewaltet hat. Es war ein Schauplatz ewiger Kriege (die frühern unbekannten Zeiten abgerechnet), mit Römern, Byzantinern und Persern, mit Arabern, Tataren und Mongolen: und wenn die Heerszüge dieser Nationen zu zerstören aufhörten, so brachen die benachbarten räuberi-

berischen Stämme ein, und hinderten den friedlichen Landmann, zum Genuß seines Ackerfleißes zu gelangen. Im Frieden befehdete sich der kriegerische Adel, und entvölkerte der Menschenraub und Menschenhandel das Land: allen Harems des Morgenlandes gelüstete nach dem schönen Blut der Georgianerinnen und allen Höfen nach den martialischen und schön gebildeten Georgiern zu Leibwächtern und Milizen. Das himmlische Land kam nie zu Ruhe und Genuß, nie zu Ordnung und Wohlstand, daß man sich eher wundern muß, daß nicht zuletzt der ganze Menschenstamm daselbst ausgieng, als daß er nicht zur Bildung sich erhob. Hätte Georgien mehrere Fürsten gehabt, wie Heraklius im letzten Viertel des 18ten Jahrhunderts, so ständen seine Einwohner längst nicht mehr auf der niedern Stufe der Cultur, die sie noch immer einnehmen.

Die Reiche Imrette, Karbueli und Kaketi (oder Georgien, auch Grusinien) standen in den letzten Jahrhunderten, wenige kurze Zeiträume ausgenommen, immer unter der Herrschaft ihrer Nachbaren: Imrette unter der Pforte, Karbueli und Kaketi unter den Persern. Die Persischen Kayser machten letztern zur Pflicht, sich zum Islam zu bekennen, wollten sie nicht ihr Fürstenthum verlieren. Nur Taymuras, Fürst von Kaketi, der Vater der berühmten Prinzen Heraklius, blieb, seines christlichen Glaubens ohnerachtet, als Nadir Schah's Schwiegervater, ungestört im Besitz seines Fürstenthums. Diese nahe Verbindung ver-

schaffte ihm überdies das Fürstenthum Karbueli als ein Geschenk seines Schwiegersohns, nachdem die Fürsten jener Gegend freywillig ihre Länder verlassen hatten, um ihr Christenthum ungestört in Rußland zu bekennen. Taymuras herrschte von Tiflis aus über Tauris, Eriwan, Gandzir und Aderbidschan als Persischer Unterkönig.

Nach Schah Nadir's Tod machte er sich unabhängig, und eroberte noch Schirwan und Armenien unter dem Beystand seines am Hofe und im Lager
1774 Schah Nadir's gebildeten Sohns. Im Jahr 1774 riß sich Heraklius (der etwa ums Jahr 1755 seinem
1779 Vater mag gefolgt seyn) von der Pforte los; seit 1779 beherrschte er ganz Georgien als völlig unabhängiges Reich.

1769 Schon seit 1769 war er mit Rußland in Verbindung, die immer enger wurde, so daß er sich endlich im
1783 Jahr 1783 nach einem zu Petersburg (am 24. Jul.) abgeschlossenen Vertrag unter Russische Oberhoheit begab; sich behielt er die innere Landesregierung vor, versprach aber dabey in seinem und seiner Nachfolger Namen die Treue eines Vasallen. Rußland stand ihm auch gegen den Persischen Kayser, Ali Mehemmed Chan, kräftig bey. Doch kam das Land auch durch diese Verbindung nicht zur Ruhe: es litt immer durch die Einfälle benachbarter Völker, und nach Heraklius Tod standen gar verschiedene Prätendenten aus der fürstlichen Familie auf, jeder mit einem Anhang aus

dem

dem Volke, woraus sich ein innerer Krieg entspann. Rußland stellte die innere Ruhe wieder her; zu deren Befestigung sich Georgien Paul I. (1801) unterwarf, 1801
und Alexander I. das ganze Land dem Russischen Reiche einverleibte ($\frac{1}{2}\frac{2}{4}$ Sept. 1801).

Heraklius arbeitete recht emsig daran, die bis auf ihn versäumte Bildung der Georgier zu begründen. Er hieß daher den Sachsen, Reineggs, willkommen, den der Zufall (bald nach dem Jahr 1770) in 1770
sein Reich geführt hatte. Durch ihn gab er ihm eine Reihe Anstalten, die bis dahin in Georgien unerhört waren, eine Stückgießerey, eine Buchdruckerey, sogar eine Polizey, ganz auf europäische Weise organisirt. Für letztere mußte Reineggs ihm Sonnenfels Grundsätze der Polizeywissenschaft ins Persische übersetzen, und Heraklius selbst trug sie daraus ins Georgianische über und ließ sie in einer dazu errichteten Georgischen Druckerey drucken.

V. Armenier.

Armenien, das nach seiner Lage bloß für eine Fortsetzung des Kaukasischen Gebiets angesehen werden muß, theilte mit ihm durch alle Zeiten gleiche Schicksale: mit ihm war es (seit der Assyrischen Herrschaft) beständigen Zerstörungen und Zerstreuungen seiner Einwohner ausgesetzt; mit ihm blieb es in aller Cultur bis auf unsere Tage zurück, so herrlich auch die Anlagen des schönen Menschenstammes sind, der dieses hohe, gebirgreiche Land bewohnt. Nur eine einzige hat er in sich ausgebildet, das Talent zur Handlung. Die großen Kaufleute, welche die Armenier schon in frühen Zeiten waren, sind sie bis auf die neuesten geblieben. Unter den Ruinen von Bolgari, in der Statthalterschaft Casan, finden sich Grabmähler Armenischer Kaufleute, die zum Theil 600–1100 Jahre alt sind, und beweisen, daß Handel und Gewerbe vor so vielen Jahrhunderten schon unter den Armeniern in Blüthe waren. Zur Zeit Abbas des Großen (von 1587 bis 1629 1587–1629) haben sie sich aufs neue als die Kaufleute aller Welt in die entferntesten Länder von Asien bis in die östlichen Theile von Indien zerstreut. Die

Veran-

Veranlassung zu dieser neuen großen Auswanderung war der grausame Entschluß des Persischen Kaysers, Armenien durch die Verpflanzung seiner Einwohner zu entvölkern, damit den Türken ihre Einfälle in das Persische Gebiet erschwert würden. Mehrere tausend Familien wurden damals allein in die Vorstadt von Ispahan geführt; andere zogen sich in die übrigen Provinzen des Persischen Reichs und in die Nachbarschaft: der ganze Handel dieser Länder ruht allein in ihren Händen.

Armenien war meistentheils zwischen der Pforte und Persien getheilt: Klein-Armenien (im Westen des Euphrats (das ehemalige Cappadocien und Cilicien) stand unter Türkischer, und Groß-Armenien (im Osten des Euphrats) großentheils unter Persischer Herrschaft. Der Kampf um Armenien gieng daher zwischen der Pforte und Persien nicht aus, und dieses unglückliche Land war immer der Schauplatz der Kriege, die beyde Mächte mit einander führten. Im Jahr 1553 nahm 1553
der große Osmanische Kayser Soliman Erivan weg; doch wurde diesmahl noch (1554) Van und Mosul 1554
zu den Gränzen der Osmanischen Herrschaft bestimmt.
1590 bemächtigten sich die Türken Erivans; bald dar- 1590
auf nahm es ihnen Schah Abbas wieder ab, und
1606 belagerten es die Türken vergeblich. 1635 er- 1606 1635
oberte es Amurat zurück; aber Schah Sefi entriß es ihm wieder. So wechselte der Besitz beständig. Während der Afghanischen Verwirrung (c. 1721) gieng 1721

1732 er wieder an die Türken, und 1732 wieder an Kuli Chan über u. s. w. In dem unglücklichen Lande konnte keine Ordnung, kein Wohlstand gedeihen. Edlere Kenntnisse sind nur Wenigen durch Zufälle eigen geworden; selbst ihre Geistlichkeit bringt es selten über Katechismus-Gelehrsamkeit.

VI.

VI. Natolier.

Das Osmanische Joch hat auch den edeln Iranischen Stamm auf der Halbinsel von Kleinasien und den Asiatischen Inseln, wo er in ältern Zeiten so herrlich emporgeblühet war, bis zur Stumpfheit niedergedrückt. Der östliche Theil von Kleinasien ward schon bey der Erlöschung der Seldschucken von Iconium (1294) von Türken besetzt: um den westlichen 1294
kämpften sie mit den Griechen, bis letztere daraus vertrieben waren. 1326 war ihnen schon Bithynien, 1326
die Seeküste von Propontis bis an den Mäander, und die Insel Rhodus unterthan; 1335 der Cher- 1335
sones und Gallipoli. Nun machte noch Mohammed II. den Fürstenthümern Sinope und Kastemoni und dem 1146
Kayserthum Trapezunt (1461 – 1462) ein Ende, und bis
eroberte zuletzt noch Karamanien. 1462
Seitdem lag der eiserne Scepter der Tyranney der Pforte und ihrer Diener, der Pascha's und Aga's, auf dem ganzen himmlischen Lande, unter welchem es völlig verödete.

C. Meiners über die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit von Asien. B. I. S. 33 — 82.

C. Völker von Semitischer Abstammung.

Das Semitische Völkergebiet liegt in einem Sandmeer, aus dem sich die bevölkerten Theile neben Flüssen und an dem Fuß hoher Gebirge wie glückliche Inseln erheben: in seinem Norden Syrien durch den Libanon, in seinem Süden Jemen durch die Gebirge, welche es durchschneiden, in seinem Osten Mesopotamien durch den Euphrat, der bis an das Ufer des Persischen Meerbusens Fruchtbarkeit und Leben unterhält. Wo Flüsse und Gebirge fehlen, da ist die Natur wie erstorben.

Die verschiedenen Völker, die sich ehedem in diesem Gebiete durch die Verschiedenheit der Dialecte, die sie redeten, unterscheiden ließen, sind gegenwärtig durch die fast allgemeine Herrschaft, zu der die Arabische Sprache in ihm gekommen ist, nicht mehr unterscheidbar: man kann nur von Semiten überhaupt reden.

Doch zerfallen sie nach der Herrschaft, unter der sie stehen, in Unterjochte der Osmanen und freye

Semi-

Semiten: die ersten bewohnen Syrien, Mesopotamien und Babylonien; die letzten die Halbinsel Arabien.

I. Unterjochte der Osmanen.

In Asien nicht mehr zufrieden mit dem Besitz von Natolien, entriß Selim I. 1514 dem Persischen 1514 Sultan, Ismael Sophi, alle Länder von Tauris in Aderbidschan bis Diarbekr und drang darauf durch die Eroberung von Merdin, die sein Statthalter in Diarbekr bewirkte, in Mesopotamien ein. Im Jahr 1517 überwand Selim den Mamlucken-Sultan, Cansu 1517 al Guri, bey Aleppo; er ward nun Herr von Aleppo, gleich darauf auch von Damas, und dadurch von ganz Syrien. Unter Selim II. (reg. von 1566 1566–1574) ward Bagdad und Basra den Persern bis entrissen, und dadurch auch Babylonien (Irak Arabi) 1574 eine Osmanische Provinz. Seitdem war der ganze Umfang der Länder, welche die Osmanen in dem Semitischen Völkergebiet im eigentlichen Sinn beherrschten, unterjocht: denn über die Arabische Halbinsel erstreckte sich nie ihre wirkliche Herrschaft.

In der Beherrschung jener Länder wurde die Pforte nur zuweilen auf kurze Zeit gestört. Unter Osman II. warf sich (1622) der Pascha von Aleppo 1622 zum Herrn von Syrien auf; bis 1634 empörte sich 1634 der Drusenfürst Fakr Eddin; kurz vor 1770 setzte sich 1770 der

der arabische Daher in Akra fest und machte sich
1799 unabhängig; im Frühling 1799 bedrohete Napoleon Bonaparte bereits Jean St. Acre, ward aber von Sidney Smith durch die ihm vor dieser Festung beygebrachten Niederlagen (von 10 - 30. May 1799) zum Rückzug nach Aegypten gezwungen. Syrien seufzt daher noch unter dem Osmanischen Sklavenjoch.

Auf Irak Arabi, das Selim II. von Persien abriß, ward nicht sogleich von seinem früheren Besitzer auf immer Verzicht geleistet. So ward Bagdad der Pforte unter Amurad III. von Schah Abbas entrissen, und ihr erst unter Amurad IV. im Frieden
1639 1639 wieder zurückgegeben.

II. Freye Semiten
auf der Arabischen Halbinsel.

Hingegen, von der Natur selbst gegen fremde Eroberer geschützt, hat sich Arabien von der Osmanischen Herrschaft so gut wie frey erhalten. Seine westliche Küste am arabischen Meerbusen vertheidigten die vielen Corallenbänke gegen jede bedeutende Flotte; in seinem Norden sind ungeheure Wüsten seine undurchdringliche Vormauer, und von seiner süd-östlichen Küste, in und an dem Persischen Meerbusen, sind die unabhängigen Araber von jeher sein Bollwerk

werk gewesen, weil sie nie einen Feind völlig Meister von dem Meerbusen selbst haben werden lassen.

Zwar haben es die Türken an Versuchen, die Halbinsel zu unterjochen, nicht fehlen lassen: aber gelang es ihnen auch, sich eines Districts zu bemächtigen, so hörte entweder die Unterwürfigkeit in Kurzem wieder auf (wie der Fall in Jemen war), oder die Einwohner ließen sich einen Schein von Türkischer Oberherrschaft nur deswegen gefallen, weil sie von ihr die größten Vortheile zogen (wie bis auf die neuesten Zeiten der Fall bey Hedschas war). Und wo auch die Osmanen kürzer oder länger herrschten, da erstreckte sich doch ihre Herrschaft nur über die Städte und Dörfer einer Provinz an ihrer Land- oder Seegränze, nie aber über das Innere derselben, über die dort ziehenden Stämme, ihre Emire und Scheche, die ihre Freyheit höher als Reichthümer und Bequemlichkeit schätzten, und sie auch in ihren Wüsten, entfernt von Städten und Dörfern, behauptet haben.

In Jemen hielten die Osmanen von 1537-1650 einzelne Städte und Districte unterjocht. Dazu ward nur zufällig der Grund gelegt. Drey Schiffe von der Flotte, die Soliman Pascha unter Soliman II. nach Indien geführt hatte, verlangten auf ihrer Rückkehr (1537), daß ihnen von allen Städten in Tehama nach der Insel Kameran, wo sie vor Anker lagen, Lebensmittel geliefert werden sollten. Da nun einige

1537 bis 1650

einige Städte damit ausblieben, so setzte der Pascha seine Mannschaft ans Land und bemächtigte sich nach und nach der vornehmsten Städte in Jemen, und der damahls regierende Imam mußte seine Sicherheit auf der Bergfestung Kaukeban suchen. So lange die Pforte diese Plätze behauptete, gieng der Kampf zwischen ihren Besatzungen und den vielen andern unabhängigen Herrschaften, die außer Kaukeban geblieben
1630 waren, nicht aus. Endlich gelang es (c. 1630) unter dem Beystand der unabhängigen Araber in der Nachbarschaft, einem Abkömmling aus dem Geschlechte des Propheten und Nachkommen aus der alten Familie der Imam, welche diese ganze Zeit über auf ihrer Bergfestung Kaukeban ihre Unabhängigkeit behauptet hatten, die türkische Besatzung aus einer Stadt nach der andern zu vertreiben. Nach seinem Tode setzten seine beyden Söhne, Ismael und Hassan, den Kampf fort, jener als Nachfolger seines Vaters in der kleinen errungenen Herrschaft, dieser als Waffengehülfe seines Bruders, und gaben endlich Jemen
1640 seine Unabhängigkeit von den Türken (zwischen 1640—
bis
1650 1650) wieder. Die Schwierigkeit, einen Krieg in einem so entfernten, durch die Besitzungen so vieler unabhängiger Araber getrennten Lande, oder über den schwer zu befahrenden arabischen Meerbusen zu führen, hielt seitdem die Pforte ab, die Wiedereroberung von Jemen zu erneuern. Kassem's Nachkommen nahmen den Titel Imam an, und Sana zu ihrer Residenz: sie zwangen die bisherigen Imame zu

Kauke-

Kaukeban, sich mit dem bloßen Titel Sejid (Prinz, Herr) zu begnügen. Der Imam zu Sana und die in andern Districten regierenden Scherife, Sejide und Scheche sind demnach unabhängige Fürsten, aber von keiner hinreichenden Macht, um eine bedeutende Rolle zu spielen.

Diese Verfassung haben auch die übrigen Theile von Arabien: Hadramaut, Oman, die Herrschaften in und an dem Persischen Meerbusen, Lachsa (Hadschar), Nedschd, und die Beduinen in den großen Wüsten; nur in der Landschaft Hedschas war bisher noch ein Schein der Abhängigkeit von dem Großherrn zu Constantinopel.

Als der Mamluckenstaat in Aegypten (1517) ge- 1517
fallen war, zog der Schrecken vor dem Namen der damals allerwärts siegenden Osmanen den Scherif von Mecca (immer ein Nachkomme Ali's durch seinen Sohn Hassan) in eigener Person herbey, um sich Selim I. zu unterwerfen. Seitdem nahmen zwar die türkischen Kayser den Titel der Beschützer der heiligen Städte, Mecca und Medinah, an; im übrigen blieb aber der Scherif von Mecca wie in frühern Zeiten Hauptbeherrscher der heiligen und einiger andern Städte; und die übrigen Districte von Hedschas beherrschten völlig unabhängige Scheche: die Pilgrime standen seitdem nur unter dem Schutz des Großherrn, und er ließ sie durch den Pascha von Syrien mit militärischer Macht dahin begleiten; Mecca, Medina,

Janbo

Janbo und verschiedene Castelle hatten türkische Besatzungen mit einem Pascha an der Spitze. Und diese Scheinabhängigkeit ließ sich das peträische Arabien der großen Vortheile wegen, die es von ihr zieht, seit ein paar Jahrhunderten gefallen. Die Türken schicken aus Andacht jährlich große Summen nach Mecca als Geschenke, von welchen alle Einwohner der Stadt und alle Nachkommen des Propheten in Hedschas Einkünfte ziehen. Der Großherr selbst schickt jährlich 4 – 5 Schiffe mit Korn, Reis und andern Lebensmitteln für die beyden heiligen Städte von Sues und Kossir nach Janbo und Dschidda, und läßt zur Zeit, da die Pilgrime in Mecca sind, auf seine Kosten so viel Wasser, als 2000 Kamele tragen können, umsonst austheilen. Und wie viele Geschenke erhalten nicht die Beduinen, durch deren Gebiet die Wallfahrten gehen, von den Pilgrimen, damit sie dieselben ihre Reise ruhig fortsetzen lassen, weil sie sonst der starken militärischen Begleitung ohnerachtet, welche ihnen der Pascha von Syrien und der Beg von Aegypten mitgeben, unaufhörlich ihren Angriffen ausgesetzt seyn würden. Aber auch dieser Scheinabhängigkeit drohen die Wahabi, eine neue mohammedanische Secte, in den neuesten Zeiten ein Ende zu machen.

Der Stifter derselben war aus dem kleinen Stamm Nedschdi in Jemen, Schech Mohammed, der Sohn Abd el Waheb, dem zu Ehren seine Anhänger

ger den Namen der Wahabiden tragen. Sie sind Bekenner eines gereinigten, und auf seine ursprüngliche Einfachheit zurückgebrachten Islam. Von der Anbetung des Propheten, die ein Stück des neuern Islam ist, als wahrer Idolatrie beleidigt, warf Mohammed Ebn Abd el Wahab die gesammte Tradition sammt der Verehrung aller Propheten (Moses, Christus u. s. f.) und der Heiligen weg, und hielt sich bloß an den Koran. Aus ihm nahm er die Lehre von Einem Gott und eine strenge Moral an. Im übrigen behielt er fast alle Religionsgebräuche der Mohammedaner bey, die Anzahl der Gebete, die Waschungen, die Kniebeugungen, das Fasten im Monat Ramadan, die Enthaltung von Wein und andern geistigen Getränken: nur steigerte er in allem die Strenge und predigte Ermordung aller Mosleme, welche bey der Verehrung des Propheten verharren wollten. Juden und Christen sollte der neue Lehrbegriff nicht aufgedrungen werden; sie leben auch wegen ihres Glaubens unangefochten, aber in der größten Verachtung unter den Wahabi. Schah Mohammed gab sich nur für berufen zum Reformator des Islam aus.

Anfangs fand er nur wenige Anhänger seines Lehrbegriffs in seinem Stamm. Um sie zu vermehren, durchstreifte er Syrien und die Gegenden des Euphrats; ward aber zu Mecca, Damas, Bagdad und Bassora zurückgewiesen und kehrte fast ohne Proselyten nach seiner Heimath zurück.

Dort

Dort hatte sich in den letzten 20 Jahren ein neues großes Volk aus der Vereinigung mehrerer Stämme gebildet. Die drey tief herabgekommenen Stämme von Jemen, Nedschdi, Agneseh und Atub, gaben, um sich vor ihrem völligen Aussterben zu retten, die Gewohnheit ihrer Vorfahren, nicht außer ihrem Stamm zu heyrathen, auf, und traten in Einen Stamm zusammen. Sie nahmen außerdem noch einzelne herumziehende Familien in sich auf, und wurden binnen 20 Jahren so stark, daß sie sich Arabestan, Dreyeh und Lahsa unterwerfen, und durch die Aufnahme der dasigen Einwohner in ihren Stamm sich verstärken konnten. Durch diese Vereinigungen zu einer furchbaren Nation herangewachsen, wählten sie den Mohammed Ebn Seud aus dem Stamm Rabi Aha zu ihrem Anführer, der den Titel eines Fürsten von Dreyeh und Lahsa annahm, und nach Dreyeh, in der Wüste zwölf Tagereisen süd-östlich von Bassora, seine Residenz verlegte. An diesem machte der Reformator Schech Mohammed einen Proselyten; seinem Beyspiel folgten die übrigen Araber der Wüste, die noch keine Anhänger des Schechs waren: die ganze große neue Nation bestand nun aus Wahabiden, unter denen Ebn Seud die weltliche, und Schech Mohammed die geistliche Macht besaß.

Ebn Seud zog nun auf die Unterwerfung der noch freyen Arabischen Stämme aus Dreyeh mit seinen Horden aus. Wer von ihnen nicht den gereinig-

ten

ten Lehrbegriff der Wahabi annahm, den traf als Götzendiener der Tod. Mitten in diesen seinen Unterjochungsstreifereyen starb Ebn Seud; er ward aber mehr als ersetzt durch seinen Sohn und Nachfolger Abd el Azis. Durch ihn erhielt der Wahabistaat seine völlige Ausdehnung und Ausbildung. In kurzem reichte er durch die große Wüste zwischen dem arabischen und persischen Meer, und von dem glücklichen Arabien bis Aleppo und Damas. Wer den Wahabism freywillig annahm, der behielt Güter und Rang; nur mußte er an Abd el Azis von seiner ganzen Habe, welcher Art sie seyn mochte, den Zehnten abgeben, und sich, wenn er bey der Zählung der zehnte Mann war, zu seinem Heere stellen, wie er ihnen als von Gott befohlen aus dem Koran erwies. Wem der Wahabism aufgedrungen werden mußte, verlor Güter und Rang, und wurde unter das Heer untergeschoben; wer sich weigerte, ihn anzunehmen, ward niedergehauen und dessen Güter wurden eingezogen. Die gemachte Beute behielt er nicht, nach dem bisherigen Herkommen, allein für sich, sondern theilte sie mit seinen Waffengefährten so, daß sie vier Fünftel davon erhielten.

Schon 1763 hörte Niebuhr auf seiner Reise 1763
durch Arabien, daß vor kurzem ein neuer Religionslehrer, Mohammed Ebn Abd el Wahab in der Provinz Eláred in dem Lande Nedschd aufgestanden sey. Um jene Zeit, oder kurz darauf, müßte also die oben

 der

beschriebene Coalition der geistlichen und weltlichen Macht in der großen arabischen Wüste zu Stande gekommen seyn. Gegen 40 Jahre ließ ihr die Pforte Zeit sich auszubreiten und zu verstärken: denn erst im
1798 Jahr 1798 stellte sie sich der Macht des Abd el Azis mit Ernst entgegen; zu einer Zeit, wo sie noch nicht über die Wüste hervorgedrungen war. Dem Ali, Kiaya des Statthalters von Bagdad, Soliman Pascha, würde es mit Hülfe des arabischen Stammes el Uebeid, der sich von Abd el Azis keine Gesetze wollte vorschreiben lassen, gelungen seyn, den unvermuthet überfallenen Wahabifürsten wo nicht zu vernichten, doch zu schwächen, wären die türkischen Anführer, Ali Kiaya und sein Wüstenführer, unbestechlich gewesen. So erkaufte sich Abd el Azis von ihnen einen leichten Frieden.

Dieser Angriff war das Signal zu Streifereyen
1801 über die Grenzen der Wüste. Am 20. April 1801 wird Imam Hussein von einem Wahabidenheer überfallen, alles, ohne Unterschied des Alters und Standes, niedergemacht, die Moschee des Heiligen zerstört, und ihr ganzer großer Reichthum auf 200 Kamelen
1802 nach Dreyeh gebracht. Im Jahr 1802 mischt sich Abd el Azis in die Streitigkeit zweyer Prätendenten der Scherifswürde zu Mecca und setzt sich durch seinen ältern Sohn Seud, der das Heer anführte, in den Besitz der heiligen Stadt, und den rechtmäßigen Scherif in die Oberherrschaft ein; eine zurückgelassene Gar-

Garnison schützte beyde in ihrem erlangten Besitz: der erste Schritt, die Pforte aus ihrem heiligsten Rechte, ohne das der Großsultan nicht mehr Chef der Gläubigen seyn könnte, aus der Oberherrschaft über die heiligen Orte zu verdrängen. Der vertriebene Usurpator der Scherifswürde entflieht nach Dschidda: für den nunmehrigen Diener und Besitzer des h. Orts eine erwünschte Gelegenheit, Dschidda, den Mittelpunkt des Handels mit Aegypten, anzugreifen; doch mißlingt ihm der Versuch, weil die Wahabi noch keine Belagerung verstehen. Gleich darauf (am 12. Nov. 1803) wird Abd el 1803
Azis von einem Kurdischen Derwisch ermordet, und tritt sein älterer Sohn Seud die Regierung an.

Aus einem Fürsten wird nun ein Sultan der Wüste, wenn er gleich diesen Titel nicht führte. Die bisherigen Plünderungen hatten alle Arten von Asiatischen Kostbarkeiten zu Dreyeh angehäuft: Seud's Palast wird mit orientalischer Pracht ausgeschmückt, und der Sitz Asiatischer Schwelgerey. Brüder und Verwandte werden von allem Einfluß entfernt, Hofämter gestiftet, einem Fremdling, der sich eingeschmeichelt hatte, wird nach morgenländischer Weise die Regierung überlassen. Das Reich hatte nun einen Großwesir, ob ihm gleich der Titel noch fehlte, und der Despotismus organisirt sich nach und nach.

Gelingen und Mißlingen wechseln seitdem mit einander ab. Bagdad greift Seud 1803, und Bas- 1803

1804 sora und Maskate 1804, beydemahl ohne Erfolg, an; dagegen vereitelt er (1804) einen Einfall des Ali Pascha von Bagdad, erobert (1804) Medina, und
1805 macht (1805) dem letzten Schein der Oberherrschaft der Pforte über die heiligen Orte ein Ende. Seit der Eroberung von Mecca hatte noch die Pforte ihr Recht behalten, die Karavane der Pilgrime durch den Pascha von Damas dahin begleiten zu lassen, obgleich unter dem Druck eines schweren Tributs, den die Wallfahrer an die Wahabiden entrichten mußten; jetzt erklärte Seud, daß er für die Escorte sorgen würde, die Karavane aber weder mit Waffen, noch mit Fahnen, noch mit Musik, noch in dem feyerlichen Aufzug mit den gestickten Teppichen die heilige
1806 und 1807 Stadt betreten dürfe, und setzte (1806 und 1807) diese Erklärung durch, ohne auf die Anträge der Pforte zu achten, daß sie die Leitung der Wallfahrt nach Mecca jedesmahl mit 400 Beutel von ihm erkaufen wolle. So war nun der Fürst von Dreyeh auch Oberhaupt der Gläubigen. Dschidda, das vormahls seinem Angriff widerstanden hatte, ward in demselben Jahr (1806) genommen.

Nach diesen Ereignissen war der Fürst von Dreyeh und Lahsa im Innern von Arabien allmächtig. Im Norden Meister der großen Wüste und im Süden des ganzen Landes Nedschd, im Westen Herr der Städte Dschidda, Mecca, Medina, Tajet, Lahsa, Dreyeh, und im Osten aller Stämme der großen Wüste.

Wüste. Selbst an der westlichen und östlichen Küste, im Arabischen und Persischen Meerbusen, hatte er eine große Macht. Seit 1804 schwärmten eine Menge 1804
kleiner Fahrzeuge in diesen Meeren umher, welche Schifffahrt und Handlung unsicher machten. Sogar den Britten, die ihre Correspondenz mit Indien über Constantinopel, Aleppo und Bassora führten, nahmen sie häufig Schiffe im Angesicht von Bassora weg. In den nächsten Jahren kamen die Inseln Baharein und Zebara in die Gewalt der Wahabiden; und durch die Aldschiwasem, die sich Seud unterwarf, wurden sie Herrn von Ras el Kheraim, welches den Eingang des Persischen Meerbusens beherrscht.

Im Anfang des Jahrs 1807 standen die Waha- 1807
biden im Zenith ihrer Macht. Im Gefühl derselben jagte Seud durch ein Edict (gegeben im April 1807) alle Mosleme, die den Wahabism nicht annahmen, ohne Rücksicht auf Alter und Schwäche aus dem Innern seines Reichs, und herrschte seitdem über lauter Glaubensgenossen. Als er aber die Gränzen seiner Wüste überschreiten wollte, scheiterte sein Glück.

Gegen die Mitte des Jahrs 1807 forderte er Aegypten, gegen das Ende desselben Syrien auf, den Wahabism anzunehmen; er ließ in beyde Länder, um ihnen denselben aufzudringen, ein bewaffnetes Heer einbrechen, das aber zurückgeschlagen ward. Zu Grain, in einem Dorfe, drey Tagereisen von Bassora, wurde ihm der bisher entrichtete Tribut verweigert; zu Ze-

 bara

bara brach ein Aufruhr aus, der nur mit Mühe gestillt wurde; das innere Arabien traf eine große Dürre, auf die Hungersnoth und Epidemien folgten; der Pascha von Bagdad machte die von ihm mißhandelten Ubeid, einen mächtigen Stamm, von ihm abtrünnig, und schlug die gegen Bagdad vorgedrungenen Wahabi-
1809 den zurück. Im Jahr 1809 vereinigte sich die englische Escadre im Persischen Meerbusen mit den Schiffen des Imam von Mascate gegen die Seeräubereyen der Aldschiwasem; die Schiffe der Seeräuber wurden in den Grund gebohrt, ihr Schlupfwinkel, Ras el Kheraim, ward erobert, die unter dem Schloß liegende Stadt mit allen ihren Schiffsbedürfnissen verbrannt: die Aldschiwasem wurden dadurch in eine tiefe Entkräftung niedergeworfen, aus der sie sich so bald nicht möchten erholen können.

Dieß ist die Summe aller gewissen Nachrichten
1810 von den Wahabiden bis zum Jahr 1810; was nach der Zeit öffentliche Blätter von ihren Niederlagen durch den Pascha in Aegypten und der Wiedereroberung von
1813 Mecca und Medina (1813) gemeldet haben, sind einseitige Berichte der Pforte, auf die nicht mit Sicherheit zu bauen ist.

Histoire de Wahabis depuis leur origine jusqu'à la fin de 1809. Par *L. A****. Paris 1810. 8.

Afrika.

Afrika

der neuen Welt.

Afrika.

Im Mittelalter war von Afrika wenig mehr als seine Nordküste bekannt. Gegen das Ende desselben schien es, als ob nächstens der ganze Welttheil von den Europäern aus seiner Verborgenheit gezogen werden sollte. Biscayer und Franzosen aus der Normandie fiengen an, seine Küsten zu besuchen; und als jene die Schifffahrt dahin aufgaben, und diese sie schläfrig betrieben, richteten die Portugiesen (seit 1411) 1411
ihren rege gewordenen Unternehmungsgeist dahin, und, wie sie, begierig nach auswärtigen Besitzungen, folgten ihnen Holländer und Franzosen, Spanier, Engländer und Dänen dahin nach. Sie dehnten nach und nach ihre Besitzungen Strichweise an allen afrikanischen Küsten aus, bald bloß in der Absicht, ihren Handel dahin zu sichern, bald, um auch darneben zu herrschen.

Aber schon am Ende des sechszehnten Jahrhunderts war die Hoffnung verschwunden, daß durch das Mittel der Handlung Afrika in das Licht der Geschichte gerückt werden würde. Die Wildheit seiner Einwohner verhinderte zu Lande, und zu Wasser der

Mangel an inländischen Meeren und Meerbusen und an Flüssen, welche dem Ocean in gerader Linie zuströmen, indem seine drey Flüsse als bloße Steppenflüsse entweder in Seen abfließen und verdunsten, oder in ungeheuere Sandwüsten sich verlieren — dies alles verhinderte jedes Eindringen in sein Inneres: noch war das sechszehnte Jahrhundert nicht zu Ende, so hatte die Unsicherheit aller errichteten Herrschaften den Europäern alle Lust zum Herrschen in diesem Welttheil benommen, und sie zu dem Entschluß gebracht, sich auf Handelsverbindungen einzuschränken, die bloß durch Consuln und Factoreyen unterstützt würden. Durch den Verkehr von drey Jahrhunderten sind daher noch nicht einmahl die Küsten von Afrika, geschweige sein Inneres aus der Verborgenheit gezogen. Von Marocco bis an den Senegal kennt man nur einzelne Plätze; bekannter sind durch häufige Handelsanlagen die Küsten vom Cap Blanc bis an die Linie, und vom Gambia längs Guinea herab bis Congo. Hingegen südlich von Benguela vom Cap Negro an bis zum Elephantenfluß liegt selbst die Küste noch in der tiefsten Verborgenheit; diese verliert sich erst wieder bey den Besitzungen der Holländer am Cap, an der Küste und eine Strecke in das innere Land hinein; sie fängt aber hinter derselben bey der Küste Natal und dem Caffernlande von neuem an, und hört nur erst bey Sofala und Zanguebar, an den Küsten dieser Länder, wieder auf. Unmittelbar daran stößt aufs neue eine völlig unbekannte Welt, und

bis nach Abessinien hinauf sind alle nördlicher liegenden Länder, wie Magadoxa, Ajan und Adel, erst noch zu entdecken. Aegypten und die Barbarey, Habesch und Nubien sind auch in der neuen Welt die einzigen Striche von Afrika, von denen sich eine mehr oder weniger zusammenhängende Geschichte entwerfen läßt.

Die Armuth der Geschichte bey Afrika kann am besten ein Verzeichniß der Länder und Reiche anschaulich machen, die sie aus Mangel an Nachrichten mit Stillschweigen übergehen muß.

Durch das Kong= und Mondgebirge, das vom grünen Vorgebirge bis zum Cap Guardafui herüberstreicht, wird dieser Welttheil in zwey Hälften, in Süd= und Nordafrika getheilt.

I. Von Südafrika sind zwar Reiche bekannt; aber noch von keinem einzigen seine Geschichte, wenn es auch eine sollte haben können.

A. Auf der Ostküste von Südafrika.

1. Das Caffernland im engern Sinne, oder das südliche Caffernland (Terra de Natal und Terra dos Fumos).
2. Sofala oder Sena, von schwarzen, mit Mauern vermischten Stämmen bewohnt; eine Küste von verschiedenen Fürsten beherrscht: a. Die Landschaft Boton. b. Das Königreich Sofala. c. Das Königreich Sabia. d. Das Königreich Inhambana. e. Die Küste von Biri.

3.

3. Die Küste Zanguebar. a. Das Königreich Magadoxa. b. Die Republik Brava. c. Das Königreich Jubo. d. Kleine Reiche zwischen Jubo und Pate. e. Die Stadt Melinde mit einem König. f. Die Stadt Monbaçı mit einem König. g. Das Königreich Quiloa. h. Staaten auf der Küste Mozambik.

4. Die Küste Ajan, von Mauern bewohnt.

5. Das Königreich Adel.

6. Die Inseln: Madagaskar, Bourbon, Isle de France, Seychelle oder Mahee; und die fast völlig unbekannten Inseln Almirante und die Comorischen Inseln.

B. Auf der Südküste von Südafrika.

7. Das Hottentottenland, von Nomaden, Geschlechtsverwandten der Caffern, bewohnt.

C. Auf der westlichen Küste von Südafrika.

8. Niederguinea. a. Das Königreich Loango. b. Das Königreich Cacongo. c. Das Königreich Angoy. d. Das Königreich Congo. e. Das Königreich Angola. f. Das Königreich Benguela. g. Das Königreich Matamba. h. Das Königreich der Makassen. i. Die Inseln: die Aequator- oder Guineainseln, die Prinzeninsel, St. Thomas, Fernando del Po und Arnobon.

9. Oberguinea, ganz von Negern bewohnt.

Die Negerstaaten auf der Pfeffer-, Gold-, Elephanten- und Sklavenküste, vom Senegal bis an den Aequator, lassen sich nicht zählen.

zählen. Sie sind von verschiedenen Verfassungen: eingeschränkte Monarchien, Despotien, Aristokratien, Demokratien, Anarchien, und bis jetzt nur zum Theil dem Namen nach bekannt, obgleich wegen der vortheilhaften Lage zum Handel zwischen ihnen Niederlassungen der Portugiesen, Franzosen, Engländer, Holländer und Dänen liegen.

D. Innere Negerländer zwischen der Ost-, Süd- und Westküste von Südafrika.

10. Die Schaggaländer.
11. Die Gallasländer.
12. Das Kayserthum Monomotapa.
13. Das Caffernland.

II. Einige Theile von Nordafrika hat ihr Zusammenhang mit europäischen Reichen bekannter gemacht:

1. Aegypten.
2. Die Barbarey. a. Die Republik Tripolis. b. Die Republik Tunis. c. Die Republik Algier. d. Das Kaiserthum Fes und Marocco.

Unbekannter sind der Geschichte:

e. Das Königreich Barka und f. Biledulgerid mit seinem Königreich Fezzan.

3. Sahra, die große Wüste, mit ihren patriarchalisch regierten Einwohnern.
4. Sudan, oder das innere eigentliche Nigritien, mit seinen nur durch dunkle Gerüchte bekannten Reichen:

Reichen: a. Fuhla (oder Timbo). b. Buria. c. Manda. d. Segu. e. Susunda. f. Gennah (oder Bambara, oder Bambarena). g. Tombuctu (oder Tombut). h. Hussa. i. Gages. k. Cana. l. Caschna. m. Bornu. n. Begharmi. o. Degombah, ein mohammedanisches Königreich auf der Südseite des Niger.

5. Senegambien (oder Westnigritien) mit seinen kaum dem Namen nach bekannten Königreichen: a. Das Königreich Ovalo (Ouola, oder Hoval). b. Das Königreich Galam. c. Das Königreich Kajor. d. Das Königreich Baol. e. Das Königreich Bar (oder Barre). f. Das Königreich Bourba. g. Das Königreich Salm (Bursale, Bursalum, Bursali). h. Das Königreich Unter-Yani. i. Das Königreich Ober-Yani. k. Die Republik Bambuk. l. Das Königreich Bambarena. m. Das Königreich Makamea. n. Das Königreich Tambura. o. Die Republik Jaka. p. Das Königreich Kaen. q. Das Königreich Kombo. r. Die Republik der Felupen. s. Das Kaysertbum Fonni (oder Fonia). t. Das Königreich Tomani. u. Das Königreich Kantor. x. Das Königreich Kokolis. y. Das Königreich Malus. z. Das Königreich Zape. aa. Noch eine Menge kleiner Negerstaaten.

Niederlassungen der Europäer zum Sklavenhandel: der Franzosen am Senegal; der Britten am Gambia; der Portugiesen bey Lochao.

Frag=

fragmentarisch bekannt:

6. Nubien, beherrscht von dem Negerkönig der Schilluk zu Sennaar.
7. Habesch.
8. Das Eigenthum der Portugiesen, Madeira und die Inseln des grünen Vorgebirgs; desgleichen die Kanarischen Inseln, das Eigenthum der Spanier.

So unbekannt ist Afrika, ein Welttheil, mehr denn dreymahl so groß als Europa, bis auf die neuesten Zeiten geblieben; so viele Reiche desselben haben noch keine Geschichte, und werden sie allem Anscheine nach auch nie erhalten. Denn die Einwohner der meisten stehen noch auf einer der untersten Stufen der Cultur, auf der weder an ein Aufzeichnen der Begebenheiten gedacht wird, noch eine Mannichfaltigkeit denkwürdiger Ereignisse vorfällt: andere Reiche sind von einem viel zu kleinen Umfang, um der Geschichte wichtig zu seyn. Denn wenn gleich Europa von Afrika an Größe weit übertroffen wird, so kann doch letzteres mit ersterem in Ansehung der Bevölkerung in keine Vergleichung kommen. Schon die Alten haben Afrika treffend mit einer Leopardenhaut verglichen. Die herrschende Farbe ist die der Sandwüste, unterbrochen (in der Nachbarschaft von Quellen und Bächen) durch grüne und angebaute Flecke, anderwärts durch Felsen und Gebirge. Die Flüsse greifen nirgends in einander, um durch allmähliges Ineinanderfließen Ströme

zu

zu werden, sondern entspringen und versiegen; aber wo sie sich zeigen, bilden sie angenehme und fruchtbare Felder, die wie glückliche Inseln in einem Sandmeer liegen.

Dennoch verdiente Afrika der Erd- und Menschenkunde wegen durchaus gekannt zu werden; und wäre dieser Zweck der Sinnlichkeit der Weltentdecker zu hoch, was könnte sich nicht von einer genauen Kenntniß seiner Länder der Handel versprechen? Die Natur hat hinter seinen Sandmeeren reiche Producte versteckt, die bis jetzt bloß Araber, Mauern und Neger genießen, von denen wenigstens die ersten und letztern zu einem ausgebreiteten Handelsverkehr nicht ungeschickt wären. Denn die Araber bewahren noch einen Rest von Cultur, als Erbstück von ihren ehemaligen gebildeten Stammvätern; die Neger sind ein genügsames, gutmüthiges und gastfreyes Acker- und Nomadenvolk, das Fremde bey sich duldet: nur die Mauern, von gemischter Abkunft, sind ein wildes Volk umherstreifender Räuber, ohne alle Züge der Cultur. Und doch sind auch diese schon, wie die beyden ersten, mit europäischen Natur- und Kunstproducten nicht ganz unbekannt. Sie schleichen sich zu ihnen über das mittelländische Meer unter dem harten Druck von Abgaben an die verschiedenen despotischen Mächte der Barbarey, auf einer über 1000 Meilen langen Reise zu Lande; aber sie könnten besser und wohlfeiler den Gambiafluß herauf nahe

zu

zu dem Markt gelangen, den jetzt noch die Fezzaner trotz der ungeheuer langen Land- und Karawanenreise mit Vortheil besuchen, und müßten, wenn man diesen Weg einschlagen könnte, einen unermeßlichen Absatz finden. Dagegen würden wieder die innern Afrikaner die herrlichsten Naturproducte, Gold, Gummi, Weihrauch, Indigo, Baumwolle u. s. w. den zu ihnen vordringenden Europäern anbieten können, die ihren reichen Absatz in andern Welttheilen finden müßten. Denn bis jetzt wird davon nur eine Kleinigkeit gegen den vorhandenen Reichthum von den Niederlassungen der Europäer aus und durch die Karawanen der Afrikaner selbst in die Welt versendet. Die letztern haben ihren Mittelpunkt in Tombut (oder Tombuktu in Sudan) wohin jährlich Karawanen aus Aegypten, Oran, Fes, Marocco, Tafilet u. s. w. die Producte ihrer Heimath bringen und sie gegen die aus dem innern Afrika dahin gebrachten Schätze umtauschen. Ein anderer lebhafter Handel wird zwischen Fezzan in Biledulgerid und Bornu in Sudan getrieben, der verschiedene Karawanenwege hat. Eine eigene Karawanenstraße geht von Bornu nach Oberägypten, eine andere nach Sennar, eine andere über Murzuk in Fezzan, Temissa und Kahira nach Mecca, eine andere von Murzuk nach dem großen Reiche Caschna fast mitten in Afrika, wo, so wie zu Agades (im Reiche Caschna), Hauptniederlagen des Handels zwischen Fezzan und den weiter südwärts gelegenen Negerländern sind.

Nähere Verbindung mit Afrika mußte daher schon längst den mercantilischen Speculationsgeist der Europäer beschäftigen. Die Holländer haben dieselbe zuerst vom Vorgebirge der guten Hoffnung aus zu bewirken gesucht, sind aber in ihren Versuchen nie weit über die äußersten Gegenden ihrer dasigen Colonien hinausgedrungen; vermuthlich weil sie sogleich Reichthümer erndten wollten, die sich nicht sogleich zeigten, wodurch sie von der Fortsetzung ihrer Versuche abgeschreckt wurden.

Mit dem edlern Zweck, unsre Erd- und Menschenkunde durch ausgebreitetere Länder- und Völkerverbindung zu erweitern, begannen nach ihnen die Britten dasselbe Werk. Ihr erster Versuch war, sich durch Civilisirung der afrikanischen Stämme selbst den Weg in das Innere von Afrika zu bahnen; und in dieser Absicht gründeten sie die Sierra-Leone Colonie. Eine Privatgesellschaft von brittischen Kaufleuten kaufte den zur Anpflanzung bestimmten Strich Landes dem Negerfürsten, in dessen Gebiet er lag, ab, und schloß zum Besten ihrer Niederlassung mit den benachbarten Negerfürsten Freundschaftsverträge. Hieher sammelte sie lauter freye Anpflanzer aus Europa und Neger, die bisher in Amerika den Ackerbau getrieben hatten, aber mit ihren Herren, als Royalisten, bey der Freywerdung von Nordamerika hatten auswandern müssen und einen neuen Wohnsitz suchten. Unter diese Colonisten ward das Land zum Anbau mit der Bedingung

eines

eines jährlichen Grundzinses ausgetheilt, und dabey dem Neger, der sich ansiedeln wollte, seine völlige Freyheit gegeben; es wurden Schulen für die Kinder der Colonisten gestiftet, zu denen auch die Neger aus den benachbarten Königreichen Zutritt hatten, wenn sie Unterricht im Landbau und in Handwerken nehmen wollten. Auf diesem Wege hoffte die Sierra-Leone Company nicht nur ein friedliches Verkehr nach dem innern Afrika nach und nach anzuspinnen und dabey seine Beschaffenheit näher zu erforschen, sondern auch der europäischen Civilisirung einen Weg dahin zu öffnen. Schon war ein schöner Anfang zur allmähligen Ausführung dieses Plans vorhanden, als der alles Gute zerstörende französische Revolutionskrieg seine Verheerungen auch bis zum Gambia ausbreitete. Die Colonie wurde von französischen Schiffen überfallen, ausgeplündert und zerstört.

A voyage to the river Sierra-Leone by *John Matthews*. Lond. 1788. 8.

Adam Afzelius an account of the natural productions of Sierra-Leone, being the subſtance of two reports, made to the directors of the Sierra-Leone Company. Lond. 1794. 8.

Neben dieser Colonialanstalt trat eine andere Privatgesellschaft aus allerley Ständen unter dem Namen African Aſſociation (am 9. Junius 1788) in 1788
der Absicht zusammen, durch ausgesendete Reisende Afrika geographisch und historisch zu erforschen, und

 den

den Europäern nicht bloß den Zugang zu dem verschlossenen innern Lande und seinen Schätzen, sondern auch der europäischen Cultur dahin den Weg zu öffnen. Zwar ist es der Gesellschaft noch mit keinem ihrer ausgesendeten Reisenden (Ledyard, Lucas, Houghton, Mungo Park, Hornemann) ganz gelungen: doch sind bereits einzelne vortreffliche Nachrichten, die unsre Kenntnisse dieses Welttheils berichtigen und erweitern, durch sie ausgemittelt worden.

Proceedings of the Aſſociation for promoting the Discovery of the interior Parts of Africa. Vol. I. Lond. 1790. 1792. Vol. II. 1797. 4. u. ſ. w.

Travels in the interior Diſtricts of Africa — by *Mungo Park*. Lond. 1799. 4. deutſch. Berlin 1799. 8.

I.

I. Aegypten.

1. Bis 1746.

Aegypten erhielt nach der Vernichtung der circassischen Mamluckenherrschaft eine neue Organisation. Selim, der Eroberer von Aegypten, ordnete sie noch an, und Soliman I., sein Nachfolger, führte sie ein und ergänzte sie da, wo sie sein Vorweser noch mangelhaft gelassen hatte. Nach ihrer Vollendung war das Land einem völligen militärischen Despotismus unterworfen.

Ein Pascha, auf Ein Jahr gewählt, als Statthalter an der Spitze, in allen Regierungsgeschäften berathen, bewacht und eingeschränkt von einem Diwan, bestehend aus den Oberhäuptern der sieben Militärcorps, die Selim von seinen Truppen in Aegypten zurückgelassen hatte, und die nach der Zeit mehr oder minder vollzählig daselbst gehalten wurden; zur Ausführung der Beschlüsse des Diwan 24 Beye (Officiere der Mamlucken), als Unterstatthalter durch die Provinzen vertheilt, um die Policey zu handhaben, den Tribut einzutreiben, und die streifenden Araber in Unterwürfigkeit zu erhalten.

Der Pascha hatte die Befehle des Sultans aus Constantinopel zu empfangen, und sie dem Diwan, in welchem er den Vorsitz führte, mitzutheilen; durch seine Hände sollte, was von dem erhobenen Tribut nach Abzug der Landesadministrationskosten übrig blieb, an den Großherrn gehen; er sollte für die Sicherheit des Landes gegen auswärtige Feinde wachen, und der Vergrößerungssucht der Machthaber in dem Innern Einhalt thun. Der Diwan sollte durch den Pascha zwar die Befehle des Sultans empfangen und mit ihm die Staatsgeschäfte, so wie die bürgerlichen Angelegenheiten, gemeinschaftlich überlegen und abthun, doch ohne an die bloßen Befehle des Pascha gebunden zu seyn: vielmehr sollte er sie durch Gründe verwerfen, ja den Pascha selbst absetzen können, wenn er seine Pflichten nicht wahrnehmen oder die Gränzen seiner Macht überschreiten würde.

Nach den morgenländischen Eroberungsrechten sah sich der Großsultan für den Eigenthümer des Grundes und Bodens von Aegypten an; zerschlug ihn aber, wenigstens in Unterägypten (denn in Oberägypten ist eine andere Einrichtung befolgt), in große und kleine Ländereyen und trug gegen einen Theil des jährlichen Ertrags (Myry) seine Eigenthumsrechte daran auf neue Grundbesitzer (Multezim) über, die sie zum Theil an Landanbauer ohne Eingenthumsrechte (Fellah) gegen eine Art von Erbzins überließen. Allem Anschein nach sind die, welche bey dieser Umkehrung der Dinge bloße Landanbauer (Fellah)

lah) wurden, die Landeseingebohrnen gewesen, denen ihr Grundeigenthum von dem Eroberer genommen, und an die Multezim (die neuen Grundbesitzer) abgegeben wurde. Was war nun natürlicher, als daß diese den Fellah (den Landanbauern), als vormaligen Eigenthümern, den Anbau eines Theils ihres erworbenen Grundeigenthums gegen eine festgesetzte Abgabe überlassen mußten, weil sie sonst ohne Quelle eines Unterhalts gewesen wären? Wenn daher jetzt noch zuweilen ein Fellah dem andern die bisher von ihm angebauete Ländereÿ verkauft, so wäre dieses (wie es scheint) nicht Verkauf des Eigenthums, sondern bloß des Rechts, an seiner Stelle das Land anzubauen. Da aber die Multezim den möglichst größten Vortheil von dem von ihnen erworbenen Grund und Boden ziehen wollten, so ließen sie den Landanbauer (Fellah) nur so viel von ihren vorigen Besitzungen, als ihnen zu einem Hungerbrod unentbehrlich war: das übrige behielten sie für sich selbst, um mit niemand den Ertrag zu theilen. Daher jetzt noch die Multezim zweyerley Ländereyen haben; von Fellah angebaute, und andere, deren Anbau sie selbst besorgen (Ard al usyeh, Land, das unter ihren alleinigen Befehlen steht). Und bey Verkäufen bleiben beyde Gattungen von Ländereyen (Fellahland und Usyehland) immer mit einander in gleichen Theilen verbunden, weil erstere ohne letztere wenigen Werth haben würden. Diese Einrichtung ist bis auf die neuesten Zeiten unverändert geblieben. Stirbt der Multezim, so

erlangen seine Erben die von ihm besessenen Ländereyen gegen eine Abgabe an den Pascha, welche die Türken für einen neuen Kauf derselben ansehen, ohne welchen sie an den Fiscus fallen würden; stirbt er ohne Kinder mit einem Testament, so leistet der darin eingesetzte Erbe die Abgabe an den Pascha und erhält die Ländereyen; stirbt er ohne Kinder und ohne Testament, so fallen seine Ländereyen dem Fiscus anheim.

In Oberägypten müssen unbekannte Umstände auf die dort statt habende andere Einrichtung geführt haben. Dort sind von Dschirdsche bis an die Kataracten von Syene alle Ländereyen Gemeingut, von welchem sich jeder zum Anbau so viel zumessen läßt, als er bestellen kann, und für die er eine doppelte Abgabe, in Geld und Naturalien, zu entrichten hat.

Description de l'Egypte. Etat moderne. Vol. I. Paris 1809 fol. Die Abhandlung von Lancret über die Territorialauflagen und die Provincialverwaltung von Aegypten S. 233—260, und des Grafen Estève über den Zustand der Aegyptischen Finanzen von Selim I. bis 1798. S. 298—398.

Diese Organisation von Aegypten setzte an der Spitze der Regierung Kayser voraus, welche kraftvoll und thätig, wie Selim und Soliman, ihre Stellvertreter in Aegypten in Abhängigkeit und Furcht zu erhalten wußten: änderte sich diese Persönlichkeit, so lag das Land unter dem fürchterlichsten Druck. Und

dieser

dieser Fall trat schon in den letzten Jahren Soliman's, und noch mehr nach seinem Tode ein.

Die Paschen mißbrauchten ihre Macht zur Erpressung eigener Reichthümer und erschöpften dazu alle ihnen nur denkbare Mittel. Der Diwan, die Oberhäupter der Janitscharen und Azab, fühlten sich in der Macht der Waffen, über die sie zu gebieten hatten; nicht lange, so nahmen sie von dem Pascha keine Befehle mehr an, ja sie zwangen zuweilen durch standhafte Widersetzlichkeit selbst den Großherrn, ihrem Willen nachzugeben. Wie der Diwan den Pascha unterjochte, so wurde er wieder von den Beyen unterjocht. Reich geworden auf ihren Feldzügen in dem Dienst der Pforte durch die Beute, welche sie in Jemen, in Persien, am Phasis u. a. gemacht hatten, erkauften sie sich in den Provinzen einen immer größern Anhang, ihren bisherigen Sklaven schenkten sie die Freyheit und halfen ihnen durch Bestechungen zu hohen Ehrenämtern in der Miliz und bey der Regierung, und gewannen durch diese ihre Creaturen Einfluß. Die Oberhäupter der türkischen Miliz, die Mitglieder des Diwans, schafften bald, des größern Vortheils wegen, die gemeinschaftliche Casse und das gemeinschaftliche Magazin, aus denen Löhnung und Naturalien flossen, ab, und ließen dagegen sich und ihren Truppen Dörfer und Ländereyen in den Provinzen zum Eigenthum anweisen. Dadurch kamen die Mitglieder des Diwans in

Abhängigkeit von den Beyen, den Unterstatthaltern in den Provinzen, und mußten ihnen, um von ihnen nicht gedrückt zu werden, in vielen Stücken zu gefallen leben. Durch dieses Uebergewicht war den Beyen der Weg in den Diwan gebahnt: die ersten, die von ihnen in denselben aufgenommen waren, verhalfen aus Gemeingeist auch ihren Standesverwandten zu diesem Ehrenplatz: zuletzt machten die 24 Beye von Aegypten ausschließend den Diwan aus.

So bildete sich in Aegypten eine republicanische Verfassung. Die ganze Souveränetät lag in den Händen der Beye, die daher auch ihren Sitz zu Kairo nahmen; der Stellvertreter des Großherrn, der Pascha, lebte in seinem Palast zu Kairo als ein Staatsgefangener, der, wenn er sich den allmächtigen Beyen widersetzen wollte, jeder Mißhandlung Preis gegeben war; dem Großsultan zu Constantinopel blieb nichts, als eine Art von Lehnsverbindung in Aegypten, die sich in dem Tribut zeigt, der, in Zeiten des guten Vernehmens, jährlich nach Constantinopel gesendet wird.

2. Tyrannische Herrschaft einzelner Beye von 1746 — 1787.

Eine Zeitlang beherrschten die Beye Aegypten mit einander in Gemeinschaft, ohne daß sich einer über

die

die andern eine Oberherrschaft anmaßte. Diese Gleich-
heit hörte im Jahr 1746 auf, und 40 Jahre lang 1746
drückte das unglückliche Aegypten die Uebermacht ein-
zelner Beye.

1. Ibrahim riß mit Hülfe von acht andern Beyen, seinen ehemaligen Sklaven, die Herrschaft über den Diwan, und durch diesen über den Pascha an sich: und kehrte sich an keine Befehle des Großherrn. So war er im eigentlichsten Verstande einziger Re-
gent von Aegypten von 1746–1757. 1746 bis 1757

2. Ali Bey, ehedem Ibrahims Sklave, von ihm aber freygelassen, und von einer Würde zur andern bis zu der eines Bey erhoben, trat in Ibrahim's Fußtapfen noch in seinem Todesjahr und trieb sein Wesen unter mannigfaltigem Wechsel des Kriegsglücks, bis er mit einem seiner ehemaligen Unterbefehlshaber,
Mohammed Bey, (1771) in Krieg verwickelt wurde, 1771
in welchem er selbst (1773) umkam. 1773

3. Mohammed Bey trat nun an seine Stelle, aber heuchelte dabey einen treu ergebenen Vasallen der Pforte, und erhielt dafür den Titel eines Pascha, unter welchem er gegen den arabischen Schech Daher, der sich in Syrien festgesetzt hatte, als gegen einen Bundesgenossen Ali Bey's und einen Rebellen der
Pforte, auftrat. Auf diesem Feldzug starb er 1776. 1776

4. Nach seinem Tode trieben sich vier Beye, Ibrahim, Morad, Mustapha und Ismael, vom Pa-

scha

scha selbst einander entgegen gestellt, herum, bis endlich Morad und Ibrahim die Oberhand errangen. Unbekümmert um den Großherrn und seinen Pascha führten sie sich zehn Jahre lang wie unabhängige Her-
1786 ren von Aegypten auf. Erst 1786 wurden sie zu Wasser und zu Land von der Pforte angegriffen und
1787 nach wiederholt verlornen Schlachten im Februar 1787 entwaffnet. So war endlich nach 40 Jahren Aegypten wieder unter die Oberherrschaft des Großsultans zurückgebracht.

Während dieser Usurpationen erlagen die Guteigenthümer und die Landanbauer (die Multezim und Fellah) beynahe unter den Lasten, die ihnen aufgelegt wurden. Seitdem die Beye ihren Sitz zu Kairo genommen hatten, hielten sie sich kaum einige Monathe in eigener Person zur Handhabung der Justiz und Polizey in ihren Provinzen auf, und bedurften seitdem zahlreicher Stellvertreter (Kaschef), die mit ihren Unterbedienten und ihrer Miliz auf Kosten der Fellah lebten und sich alle Arten von Erpressungen erlaubten. Ali-, Mohammed- und Ibrahim-Bey vermehrten die Abgaben der Fellah noch durch viele willkürliche Auflagen, daß nicht selten in ihrer Hütte die Verzweiflung wohnte, gegen die es keine Hülfe gab, als mit Weib und Kindern in eine andere Gegend zu wandern, ob vielleicht dort der Anbau des Feldes sich unter dem Genusse mehrerer Menschlichkeit betreiben lasse.

3.

3. Kurze Herrschaft der Franzosen über Aegypten

von 1798 — 1801.

Doch blieb die Pforte nur zehn Jahre im ruhigen Besitz von Aegypten; ihr vieljähriger Bundesgenosse, Frankreich, machte ihn seit 1798 ihr streitig. 1798

Im Einverständniß mit Tippo Saheb wollte die französische Republik über Aegypten in Ostindien einfallen und die Britten aus ihren dasigen Besitzungen vertreiben. Mit der Blüthe der französischen Armee und den erfahrensten Feldherren schlich sich Bonaparte, den Britten unbemerkt, am 12. May 1798 aus dem 1798
Hafen von Toulon; am 12. Junius kam er durch Verrätherey in den Besitz von Malta; am 2. Julius zog er in Alexandrien und am 22. in Kairo ein: Aegypten schien erobert.

Hier schloß sich aber auch die glückliche Periode dieser Unternehmung. Nelson durchschnitt die Meere, wie man festes Land durchstreift, um die aus Toulon ausgelaufene Flotte aufzusuchen. Er traf sie endlich am 1. August an der Rheede von Abukir vor Anker liegend, und griff sie noch am Abend dieses Tages an: am folgenden Morgen war sie nicht mehr und Bonaparte mit seinen Kriegern war abgeschnitten von aller Verbindung mit dem Lande, das ihn ausgesendet hatte.

In

In Ostindien war Tippo Saheb, Sultan von Mysore, in Erwartung des französischen Heers, im
1799 März 1799 gegen die englisch-ostindische Compagnie losgebrochen; aber schon am 4. May war seine Residenz Seringapatan von den Britten im Sturm erobert, und da Tippo auf den Wällen seiner Festung selbst geblieben war, gab es kein Reich Mysore mehr. Die Franzosen konnten ihm von Aegypten aus nicht mehr die Hände bieten, um das Reich der Britten in Ostindien zu vernichten.

Der französischen Armee in Aegypten machten England und die Pforte ein Ende. In seinem Manifest hatte zwar Napoleon seinem Einfall in Aegypten die Wendung gegeben: "der Krieg gelte nicht der Pforte, sondern den Beyen und ihren Werkzeugen der Tyranney, den Mamlucken, an denen man wegen den der französischen Nation häufig zugefügten Beschimpfungen eine solche Rache nehmen wolle, daß dabey die Pforte von diesen übermüthigen Vasallen befreyt würde" ꝛc. Aber die Pforte, von dem englischen und russischen Botschafter auf die geheimen Absichten der Franzosen aufmerksam gemacht, gieng in diesen Gesichtspunct nicht ein, sondern trat der Coalition gegen die französische Republik bey, und söhnte sich, zum Erstaunen von Europa, selbst mit Rußland, seinem vieljährigen Feinde, aus.

Die Pforte stellte vorerst, bis der Großwesir mit der Hauptarmee ankommen würde, den Pascha von

Syrien

Syrien gegen Bonaparte auf. Um demselben im 1799
Angriff zuvorzukommen, überließ Bonaparte dem General Desaix den Kampf mit den Beyen in Oberägypten, und brach mit der Hauptarmee über die Landenge Sues nach Syrien auf. Bis St. Acre widerstand ihm kein Platz; aber vor dieser Festung scheiterte bey der geschickten Vertheidigung derselben durch die Engländer unter Sidney Smith und die Türken sein Glück, und er sah sich gezwungen, am 21. May wieder seinen Rückmarsch nach Aegypten anzutreten. Bald darauf verließ er in der größten Heimlichkeit die Aegyptische Armee und kehrte nach Frankreich zurück, wo er im October ankam.

Kleber, der nach Bonaparte's Abgang Oberbefehlshaber in Aegypten war, hielt sich nicht für stark genug, den Kampf mit dem Großwesir, der mittlerweile mit der türkischen Hauptarmee angekommen war, siegreich zu bestehen, und unterhandelte einen Evacuationstractat, der zwar zu Stande kam, aber nachher nicht von England ratificirt wurde. Der Krieg mußte daher erneuert werden; um nun seine schwachen Kräfte besser zusammenzuhalten, wurde von Kleber mit Murad Bey in Oberägypten ein Friede geschlossen, und das übrige Heer zu dem bevorstehenden ernsthaften Kampf zugerüstet. Ehe er aber anfieng, ward Kleber zu Kairo durch einen Meuchelmörder, den der Janitscharenaga von Gaza über die Wüste gesendet hatte, von der Schmach, dem stärkern Feinde unterzuliegen, befreyt.

Da

Da die rohe Kriegskunst des Großwesirs doch nicht den im Kampf erfahrnen Franzosen gewachsen schien, so wurde von England aus eine Landarmee unter Abercromby nach Aegypten gesendet, die noch von Ostindien her mit Truppen verstärkt werden sollte. Doch ehe letztere ankamen, war schon den Franzosen in Aegypten der Todesstreich versetzt.

Abdallah Menou, seit Kleber's Ermordung Oberbefehlshaber der Franzosen in Aegypten, war schon
1801 am 18. März 1801 bey Abukir in einer entscheidenden Schlacht, die aber Abercromby das Leben kostete, besiegt, mit dem Rest seiner Armee in Alexandrien von Hutchinson, Abercromby's Nachfolger, eingeschlossen, und darauf auch Kairo von dem Großwesir umsetzt. Araber und Mamlucken sammelten sich, um den eingesperrten Franzosen nach ihrer Weise Schaden zu thun. Es erfolgte die Rückeroberung eines Platzes nach dem andern; die Besatzung von Kairo wurde unter Mitwirkung der englischen Truppen am 28. Junius, und die zu Alexandrien am 31. August unter der Capitulation, nach Frankreich eingeschifft zu werden, zu Kriegsgefangenen gemacht. Es gab nun keine französische Armee in Aegypten mehr. Doch blieb ein Theil der englischen noch bis zum 17ten
1803 März 1803 als Besatzung theils zu Alexandrien, theils zu Rosette zurück, bis die Verträge über die Entschädigung Englands, wegen der für die Befreyung von Aegypten aufgewendeten großen Kriegskosten, berichtigt seyn würden.

Um

Um das vollendete Werk zu krönen, suchte der Großwesir zu Kairo, in Verbindung mit dem Capitain Pascha zu Alexandrien, die Macht der Aegyptischen Beye zu vernichten, und verschmähte dabey, zur großen Unzufriedenheit des Obergenerals der Britten, der den Beyen zur Belohnung für ihren muthigen Kampf gegen die Franzosen Sicherheit ihrer Personen und ihres Eigenthums zugesagt hatte, niedrige Mittel der Hinterlist und Treulosigkeit nicht, um sie zu Kairo und Alexandrien gefangen zu nehmen und hinzurichten. Doch entkamen mehrere, die zur Zeit des auf sie gefallenen Gewaltschlags von den beyden Städten abwesend gewesen waren, nach Oberägypten; sie sammelten dort ihre Mamlucken und begannen einen Kampf gegen die Pforte, durch den sie gezwungen wurde, (im Octob. 1803) die aristo- 1803
kratische Herrschaft der Beye wieder herzustellen.

Bey dem Anfang des neuen Kriegs zwischen Rußland und der Pforte (1807) überfiel die englische 1807
Flotte, die Constantinopel vergeblich bedroht hatte, durch Landtruppen verstärkt, Aegypten, ehe noch die Nachricht von dem Friedensbruch zwischen der Pforte und England dahin gelangt war, und nahm von Alexandrien (am 20. März) Besitz, das aber die Britten, dem herbeygeführten Heere des Pascha, Mohammed Ali, nicht gewachsen, schon wieder mit einer am 18. Sept. abgeschlossenen Capitulation räumten.

II. Die Barbarey.

Ursprung ihres Lehnverhältnisses mit der Pforte von 1504 - 1570.

Am Ende des Mittelalters wurden die Araber bis
1570 1570 allmählig von ihrer langen Herrschaft über Nordafrika verdrängt, und dasselbe nach und nach unter die Lehnherrschaft der Pforte gebracht.

Die einzelnen Seeräubereyen aus den verschiedenen Häfen der Barbarey, durch welche gegen das Ende des Mittelalters die Küsten von Italien und Spanien beunruhigt wurden, verwandelten die beyden Brüder Barbarossa, Horuk und Scheredin, Söhne eines Töpfers auf der Insel Lesbos, durch die Vereinigung mehrerer Corsaren unter ihre Anführung in Seezüge zur Eroberung der Staaten auf der nordafrikanischen Küste. Horuk Barbarossa hatte bis auf
1504 bis 1518 seinen Tod zwischen 1504-1518 Gigeri (Jiel), Scherschel, Algier und Tennes unter sich gebracht, und gegen seine Gegner mit Glück vertheidigt. Doch sah sein Bruder, Scheredin Barbarossa, als er nach dessen

sen Tod an seine Stelle trat, lebhaft ein, die Schwäche seiner Miliz, auf deren Treue er sich verlassen konnte, werde die Unzufriedenen in seinem Staate nicht in Ruhe erhalten, und Spanien, das schon seinem Bruder Telemsan wieder abgenommen hatte, nicht gewachsen seyn. Er trug daher dem Großherrn zu Constantinopel gegen Munition und Verstärkung seiner Truppen die Souveränetät seines Staats an. Der Kayser Selim, dem das Anerbieten willkommen war, schickte dem Schereddin Barbarossa das Patent eines türkischen Statthalters und 2000 gut gerüstete und geübte Türken zur Verstärkung seiner Besatzung zu. Mit Algier fieng daher die Lehnverbindung der nordafrikanischen Küste mit
der Pforte an, die sich bis zum Jahr 1570 noch 1570
über andere Staaten, trotz des Widerstandes von Spanien und der Johanitterritter in Malta ausdehnte.
Der Staat von Cuco wurde mit ihr 1542 verbun- 1542
den, Tripolis 1551 ff., Budscha 1555, Telemsan 1560, 1551 1555
Tunis 1569 – 1574. Nur einige Gegenden und Rei- 1560
che von Nordafrika blieben von der Pforte unabhän- 1569 bis
gig, wie Biledulgerid und Fez und Marokko, ein 1574
Reich, das von jeher mit der Pforte nur in einer freywilligen Verbindung stand. Oran und Masarquifir blieb den Spaniern bis 1791. 1791

Nach jener Verbindung mit der Pforte wurden Tunis, Tripolis und Algier wie Provinzen des Osmanischen Reichs betrachtet, und in Ansehung der

Regierung und Verwaltung auf gleiche Weise organisirt. Jedes dieser Länder hatte seine eigene See- und Landmacht, welche zwar zu Kriegsunternehmungen der Pforte mit der zu ihr gestoßenen See- und Landmacht des Großherrn mitwirkte; aber nicht wie eine Kriegsmacht betrachtet wurde, die im Dienste des Großherrn stehe, und die er hinsenden könne, wohin er wolle. Nach jeder geendigten Expedition kehrte Land- und Seemacht nach der Provinz, die sie gestellt hatte, zurück, als wäre sie ein Eigenthum des dasigen Staats, und die Türken, welche bey der Kriegsmacht dieser Provinzen dienten, ließen sich in denselben häuslich nieder, und wurden Inbürger dieser Staaten. Die Einrichtung und Verwaltung der Staaten besorgte der von der Pforte gesendete Pascha, in Verbindung mit dem Diwan, ohne Rücksprache mit dem Großherrn; ohne dessen Zuthun ernannte der Pascha die Mitglieder des Diwans, setzte die einzelnen Staatsbedienten ein und ab, und behandelte sie wie seine Beamten; ohne seine Einwilligung erst einzuholen kündigte der Pascha gemeinschaftlich mit dem Diwan Krieg an, und schloß er Frieden ab u. s. w. Gleich in ihrem Ursprung hatten Algier, Tunis und Tripolis eine halb republicanische Regierungsform, die keine strenge Abhängigkeit von der Pforte anerkannte, und es in der Folge diesen Staaten leicht machen mußte, sich eine völlige Unabhängigkeit zu erkämpfen.

Nach-

Nachrichten und Bemerkungen über den algierischen Staat. Altona. 1798 — 1800. 3 Th. 8.

1. Tripolis.

Tripolis war in frühern Zeiten Tunis unterthan. Aber von ihm losgerissen, tritt es in die neuere Geschichte unter einem eigenen König, Namens Abubarc, ein, dem es Ximenes durch den Cardinal von Navarra entreißen ließ. Seitdem stand es

1. unter Spanien (etwa seit 1510) eine kurze 1510
Zeit; von einem Statthalter verwaltet, welches
seit 1530 immer ein Malteserritter war, weil 1530
seit jener Zeit dem Orden der Kampf gegen die Corsaren oblag. Doch vermochte er das Land nur kurze Zeit gegen sie zu behaupten: es ward von dem mächtigen Dargut abgerissen, und von ihm

2. unter die Pforte gebracht, die es durch einen Pascha und einem ihm beygeordneten Diwan beherrschen ließ, auf die in der Barbarey anfangs beliebte Weise.

a. Der Pascha, welchen der Großherr darstellte, stand anfangs mit vieler Unbeschränktheit dem kleinen Staate vor; und so lange er sein Ansehen im Diwan behauptete, stand auch das Ansehen der Pforte aufrecht. Doch ward der Pascha von dem Diwan,

 den

(den Officieren der türkischen Miliz), mittelst der Militärmacht, die ihm zu Gebote stand, bald überflügelt; seitdem ward Tripolis eine von der Pforte nur schwach (wenn gleich stärker als Tunis und Algier) abhängige Republik: denn Tripolis schickt noch jetzt jährlich einen Tribut an den Großherrn, was von den beyden andern Republiken nicht geschieht.

b. In dieser Beschränkung ist Tripolis bis auf die neuesten Zeiten mit der Pforte verbunden geblieben. Ein Pascha steht an der Spitze der Regierung, dem der Bey als Unterstatthalter der Provinz unterworfen ist, um mit den ihm beygegebenen Truppen den jährlichen Tribut einzufordern. Beyden sind aber die im Staate wohnenden Mauern und Araber (die Stadt- und Landaraber) nicht unmittelbar untergeben; sie stehen noch unter ihrer eigenen Obrigkeit, in den Städten unter einem Kaid, auf dem Lande jeder Stamm unter seinem Schech.

Sonst trieb die Republik eine einträgliche Seeräuberey gegen alle Staaten, welches ihr zweymahl,
1681 und 1684 (1681 und 1684) ein Bombardement der Franzosen unter Ludwig XIV. zuzog: nach dem letzten fiengen die Friedens- und Freundschaftsverträge an, welche die meisten europäischen Staaten nach und nach mit ihr
1685 bis 1786 schlossen; Frankreich 1685 (erneuert 1793), Holland 1703, England 1716 (erneuert 1751, 1762, 1786), Oesterreich 1726, Dänemark 1762, Venedig 1763, Schweden 1764, Toscana 1765, Spanien 1784, Nord-

amerika

amerika 1786. Seitdem fielen der Republik nur selten Prisen mit reichen Ladungen von den Staaten, mit denen sie in keinen Friedens- und Freundschaftsverträgen steht, wie mit Neapel und Genua, in die Hände, daß sie die Ausrüstungen so wenig belohnten, daß ihre ganze Seemacht gegenwärtig bloß in Einem Kriegsschiff und einigen Galeoten besteht. Da auch ihre Zeugmanufakturen verfallen sind, und neben ihrem Ackerbau bloß die wenigen Prisen und der Karawanenhandel, der durch ihr Land geht, ihre Nahrungsquellen sind, so ist sie sehr verarmt. Der Pascha benützt daher jeden Schein einer Gelegenheit, der sich ihm darbietet, Geschenke von den christlichen Mächten zu fordern.

2. Tunis.

Tunis, in den glücklichen Gegenden des vormahls so blühenden Carthago, eroberte ein Zögling der Barbarossen, Sinan, ein Renegat aus der Familie der Cigallen in Genua 1574. Er gab zwar seinen neuen 1574
Staat in den Schutz des Großherrn; aber beherrschte ihn selbst noch zwey Jahre lang unter dem Titel eines Pascha mit völliger Unumschränktheit, in Verbindung mit einem Diwan, den er aus den vornehmsten Officieren der 5000 Türken zusammensetzte, welche ihm der Großsultan zu seiner Beschützung zugesendet hatte.

Daneben bestellte er noch einen Bey zur Eintreibung des Tributs in den Provinzen.

1. Mit seinem Tod, zwey Jahre nach ihrem Anfang, verfiel schon diese Einrichtung unter seinem, von ihm selbst ernannten Nachfolger, dem Kilik Ali Pascha. Da er der Miliz und dem Diwan verhaßt war, war es für den Aga, als Präsidenten des Diwan, ein Leichtes, sich über den Pascha hinaufzuschwingen und dessen Macht und Gewalt auf sich überzutragen. Von dieser Zeit an war der Pascha bloßer Nominalrepräsentant des Großsultans, und die Pforte um ihren wirklichen Einfluß auf den tunesischen Staat
1732 gebracht. (Seit 1732 erwähnt kein Reisebeschreiber mehr eines Pascha's in Tunis. Die Pforte scheint daher keinen perpetuirlichen Residenten mehr daselbst zu halten, sondern nur, wie nach Algier, von Zeit zu Zeit einen Pascha als Gesandten mit Aufträgen zu außerordentlichen Geschäften hinzusenden, nach deren Beendigung seine Würde wieder aufhört).

2. Der Aga mit dem Diwan. Durch einen Aga, vom Diwan auf 6 Jahre aus den Buluk-Paschen gewählt und mit der Macht des Pascha bekleidet, kam der Diwan selbst, an dessen Spitze er stand, zu dem höchsten Ansehen: denn da der auf eine so kurze Zeit gewählte Aga von ihm völlig abhängig war, so hatte eigentlich er die Macht des Pascha im Besitz. Aber neben ihm gelangten auch die Buluk-Paschen zu einem ungewöhnlichen Ansehen. Aus ihrer Mitte ward der

der Präsident des Diwans, der Aga, gewählt; in ihre Mitte trat er nach dem Abgang von seinem Amte wieder zurück, und theilte seinem Stande von den Rest der Glorie, die ihm von seinem abgegebenen Amte blieb, einiges mit. Die Buluk-Paschen fiengen an, sich zu fühlen, und maßten sich Bedrückungen an, welche die Miliz bewogen, die Stelle eines Aga, von welcher der Mißbrauch der Macht ausgieng, abzuschaffen, und dafür einen Dey zu wählen.

3. Der Dey an der Spitze des Diwans war der unsicherste Posten in der Republik. Von der Miliz gewählt und gesetzt, war diese unersättlich in Anforderungen an ihn; ward der Sold nicht auf den Tag ausbezahlt, so stand sie gegen ihn unter Waffen. Dabey war der Diwan sein bitterster Feind, weil er ohne ihn sein Ehrenamt erlangte; und wie mancher Dey wurde ein Opfer dieses Mißvergnügens. Weit glücklicher stand neben ihm der Bey, der Großschatzmeister der Republik, ob ihm gleich sein Amt nur auf sechs Monathe übertragen war, und es nur verlängert werden konnte. Er hatte die schönste Gelegenheit, sich zu bereichern, und durch Reichthum zu heben, und war dabey für nichts verantwortlich. Gelang es einem Bey, das Großschatzmeisteramt bey seiner Familie erblich zu machen, so waren er und seine Nachkommen die ersten Personen im Staate: und dies gelang Morat, bey dessen Familie die Beywürde bis auf die neueste Zeit geblieben ist. Der wählbare Dey in

in Tunis lag seitdem in Ohnmacht. Die erblichen Beye hingegen (lauter Nachkommen Morat's) waren allmächtig.

Kaum war der Bey zu dieser Macht gelangt, so nahm er sich auch heraus, dem Diwan seinen Präsidenten, den Dey, aus eigener Machtvollkommenheit zu setzen. Der Diwan sträubte sich jedesmahl dagegen, und verjagte immer den ihm aufgedrungenen Präsidenten. Solche Ernennungen und Absetzungen führten innerliche Kriege herbey, welche die Tunesen endlich bewogen, den Dey von Algier herbeyzurufen, um die Ruhe wieder herzustellen. Um sich für seine wiederholten Dienste belohnt zu machen, unterwarf er
1694 die Republik im Jahr 1694 einem jährlichen Tribut.

4. **Dem Dey von Algier zinsbar.** Mit dem Tribut eignete sich Algier die Oberherrschaft von Tunis zu. Doch ward dabey die bisherige republikanische Verfassung des Staats nicht verändert: dem erblichen Bey (lauter Nachkommen Morat's) blieb die Hauptmacht durch das Großschatzmeisteramt; der Dey war seine Creatur und von ihm abhängig, und auch der Diwan bequemte sich meist nach seinem Willen. Der türkische Pascha, so lange er immerwährend in Tunis residirte, war zwar Beysitzer des Diwans, aber ohne Stimme und Einfluß. Noch jetzt erhält der Großsultan jährlich als Nominal-Schutzherr Geschenke; der Dey zu Algier aber als Oberherr Tribut. Seine Einkünfte treibt der Bey selbst mit gewaffneter Hand

ein,

ein, da er keine Unterstatthalter hat: im Sommer in den nördlichen, und im Winter in den südlichen Theilen des Landes.

Die Seeräuberey von Tunis hat fast ganz aufgehört, da auch diese Republik seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts fast mit allen europäischen Mächten nach und nach Friedens- und Freundschaftsverträge geschlossen hat. Ohnehin hatte sie neben dem Ackerbau, den Lederfabriken, dem Land- und Seehandel nie das Land, wohl aber die Stadt Tunis wohlhabend gemacht; aber auch die Wohlhabenheit der Hauptstadt hat seit 1757 aufgehört. Weil die Tune- 1757
sen seit einiger Zeit sich Nachlässigkeit in Abtragung des Tributs hatten zu Schulden kommen lassen, und
im Jahre 1756 mit den Maltesern, den Erbfeinden 1756
von Algier, unter französischer Vermittelung, in Friedensunterhandlung getreten waren, was der Dey von Algier für eine Neigung zur Unabhängigkeit erklärte, so ward Tunis von Algier mit einem Krieg überzogen, der sich mit einer gänzlichen Ausplünderung der Hauptstadt endigte, von welcher sie sich noch nicht erholt hat. Auch die Einwohner des ehemaligen Tunesischen Raubstaats nähren sich in den gegenwärtigen friedlichen Zeiten nur kümmerlich.

3.

3. Algier,

1. unter der Souveränetät der Pforte von 1518 — 1627.

Den Staat von Algier gründete Horuk Barbarossa, und der Oberherrschaft der Türken übergab ihn Schereddin. Nach der ihm damals gegebenen Einrichtung ward er von einem Pascha, einem Diwan, und einer Provinzialobrigkeit, einem Bey, regiert. Den Pascha ernannte die Pforte und bekleidete ihn fast mit völliger Unumschränktheit: er ernannte die Mitglieder des Diwans und führte in ihm den Vorsitz; er besetzte alle Aemter und entschied über Krieg und Frieden; auch verwaltete er die Einkünfte, ohne Rechnung abzulegen. Der Diwan ward vom Pascha mit den angesehensten Officieren der türkischen Miliz besetzt, die ihre Abhängigkeit vom Pascha erkannten. Der Bey in der Provinz trieb mit gewaffneter Hand den Tribut ein und führte den Krieg gegen einheimische und benachbarte unruhige Stämme. Von den alten Landeseinwohnern wurde nicht mehr als der achte Theil des Ertrags ihrer Ländereyen und eine kleine Kopfsteuer gefordert; im übrigen behielten sie ihre bisherigen Rechte und Freyheiten. Jede Stadt stand unter einem Kaid (ihrem Richter) und auf dem Lande jeder Stamm unter seinem Schech.

Diese

Diese ursprünglich getroffene Einrichtung blieb, so lange Renegaten von der Pforte zu Paschen gesetzt wurden; seitdem sie aber Türken dazu wählte, verfiel sie nach und nach in ihre gegenwärtige Ohnmacht auf der Nordküste von Afrika. Jene Renegaten führten jede Seeunternehmung in eigener Person an; die auf sie folgenden Türken ließen sie von Oberbefehlshabern, ihren Stellvertretern, ausführen. Seitdem die Paschen nicht mehr in eigener Person mit dem Seevolk Gefahren und Sieg theilten, nahm ihr Ansehen bey Miliz und Volk, und durch sie das der Pforte, deren Repräsentanten sie waren, ab. Diese Geringschätzung der Pforte zeigte sich am deutlichsten, nachdem die aus Spanien (1609) vertriebenen Mo- 1609
riskos sich auf der algierischen Küste niedergelassen hatten. So wie durch ihre Ankunft in Ackerbau, Gewerbe und Handlung neues Leben kam, so auch in die Seeausrüstungen; und unbekümmert darum, mit welchen europäischen Mächten die Pforte in Freundschaft und Bündnissen lebe, machten sie Jagd auf alle Schiffe, gestützt auf den Grundsatz, daß das Haupt der Mosleme, der Großherr zu Constantinopel, mit keiner christlichen Macht, die ihm keinen Tribut bezahle, Frieden haben dürfe.

Durch dieses Beyspiel des Ungehorsams ermuntert, griff nun auch der Diwan dreist in die Rechte des Repräsentanten der Pforte, des Pascha's, ein; nach kurzer Zeit hatte er sogar den Muth, ihn von seiner

seiner bisherigen Würde ganz zu verdrängen und ihn zu einem bloßen Gesandten der Pforte herabzuwürdigen, und die bisherige Verfassung dadurch ganz umzustoßen.
1627 Er ließ (1627) mitten in einem schweren Krieg, in den die Pforte mit Persien verwickelt war, unter lauten Klagen über die Bedrückungen der Paschen, die Vernachlässigung der Miliz, die ihren Sold nicht ordentlich an den bestimmten Tagen erhalte, und andere eingeschlichene Unordnungen von der Miliz einen Dey zu seinem Präsidenten wählen, mit welchem er alle Regierungsgeschäfte zu betreiben habe, so daß der Pascha als bloßer Gesandte der Pforte nur dann im Diwan erscheinen durfte, wenn er besondere Aufträge vom Großherrn hatte oder er zu einer Sitzung eingeladen wurde. Die Pforte, durch den Krieg mit Persien zerstreut, mußte dieser neuen Ordnung der Dinge nachsehen.

Sie war eigentlich von den unmittelbar aus den Ländern des Großherrn gekommenen Türken und Renegaten bewirkt worden, die nun im Gefühl ihrer Macht auch die Coloris, die Abkömmlinge der Türken, welche ehedem die Herrschaft in der Barbarey gegründet, und sich nachher daselbst niedergelassen und mit Mauerinnen und Negerinnen verheirathet hatten, aus dem Diwan und allen angesehenen Aemtern verdrängten, um allein zu herrschen. Es kam zwar
1625 deshalb im Jahr 1625 zu einem Aufstand der Coloris, der aber mißlang, und die Aufgestandenen in ein noch

noch härteres Schicksal warf: Sie wurden aus der Hauptstadt verwiesen, sogar aller niedern Bedienungen entsetzt und für unfähig erklärt, auch nur unter die Miliz aufgenommen zu werden. Diese Strenge ließ zwar nach der Zeit etwas nach; aber ihre gegenseitige Eifersucht ist doch nie erloschen.

2. Unter der Souveränetät des Diwans, mit einem Dey an der Spitze, seit 1627.

Der Diwan war durch die Herabwürdigung des türkischen Pascha in den Besitz der Souveränetät gekommen: denn obgleich der Dey den Vorsitz führte, so galt seine Stimme doch nicht mehr als die eines andern Mitglieds, wenn er sich nicht durch persönliches Ansehen und einen großen Anhang Uebergewicht verschaffte. Und dazu fehlte es ihm nicht an Mitteln, da er die Finanzen verwaltete, das Heer anführte, und die wichtigsten Aemter besetzte. Doch war sein Posten höchst gefährlich. Er trieb durch drey Armeen, jede von einem Aga angeführt, den Tribut in den drey Provinzen, der östlichen, westlichen und südlichen, selbst ein: alles Mißvergnügen über die Erpressungen fiel auf ihn; bey dem Mangel an Ordnung in den Finanzen, konnte häufig die Löhnung an die Miliz nicht am bestimmten Tag ausbezahlt werden, und dieß zog ihm den Haß der

Armee

Armee zu; mit den Beyen, dem obersten Magistrat in jeder Provinz, stand er immer in Spannung: daher die meisten Deye ihren Posten entweder durch einen gewaltsamen Tod oder durch die Flucht vor dem Mordschwert verließen.

Die Hauptmerkwürdigkeit der Republik waren die Corsarenzüge, die unter der Souveränetät des Diwans mit noch größerer Lebhaftigkeit als in frühern Zeiten betrieben wurden: durch den größten Theil des siebenzehnten Jahrhunderts liefen, gegen Freunde und Feinde der Pforte, ganze Flotten, oft von 40, 50 Schiffen, zum Raube aus; sie durchstreiften nicht bloß das mittelländische, sondern auch das atlantische Meer; manche drangen in die Nordsee, sogar in das baltische Meer; sie wagten Landungen an der spanischen, französischen, sogar an der holländischen Küste, und kehrten der Regel nach reich mit Beute und gemachten Sklaven beladen zurück. Holländer und Engländer schritten wiederholt zur Rache; zuletzt fanden sie es doch für sich zuträglicher, Friedensverträge
1679 mit den Corsaren zu schließen, Holland schon 1679 (ohne daß der Friede von Dauer war), England
1682 (mit dem er mehr Bestand hatte) 1682. Mit noch größerem Nachdruck züchtigte sie Ludewig XIV. durch
1683 Bombardements (1682. 1683), ehe sich der Dey
1684 (1684) zu einem Frieden verstand. In ihrer Kühnheit griffen die Algierer die Spanier in Oran
1689 an, zwar vergeblich 1689; aber mit dem glücklichsten

Erfolg

Erfolg 1708, und blieben im Besitz dieses wichtigen 1708 bis
Platzes von 1708 - 1731. Selbst Tunis unterwarfen 1731
sie sich 1693. 1694, und legten ihm einen jährlichen 1693 1694
Tribut auf.

Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts kehrte sich das Verhältniß der Nationen im Seekriege um: die europäischen Seemächte gelangten darin zu größerer Vollkommenheit; die barbarischen Mächte schritten darin nicht fort und blieben hinter jenen zurück; und die Algierer lernten endlich aus Erfahrung, daß Muth, Tapferkeit und Tollkühnheit den Abgang der Seetaktik nicht ersetze. Seitdem giengen sie den europäischen Flotten aus dem Wege und wagten sich nur an einzelne Schiffe. Die Beute wurde seltener, und aus Interesse zogen sie nun dem Kaperkrieg Friedens- und Freundschaftsverträge vor, in denen sie sich gewissere Einkünfte durch Geschenke als einen jährlichen Tribut von einzelnen europäischen
Mächten sicherten. Mit England ward der Friede, 1700
meist mit Zusätzen 1700, 1703, 1716 u. s. w., zu- 1703 1716
letzt 1762 erneuert; mit Holland geschlossen 1726, zu 1726
gleicher Zeit mit Schweden, mit Venedig 1750, dar- 1750
auf auch mit Dänemark, mit Nordamerika 1794, 1794
immer unter der Bedingung jährlicher Geschenke; nur Oestreich hat bey seinem Friedensvertrag 1726 und den nachherigen Erneuerungen desselben sich nie zu so einem Tribut verstanden. Seitdem giengen die Angriffe nur noch gegen spanische, portugiesische, maltesische, genuesische und neapolitanische Schiffe fort.

Mitten unter diesen Friedensverträgen ward die Macht des Deys bis zur Souveränetät, und das Verhältniß Algier's zur Pforte bis zu dem eines Bundesgenossen erhoben.

Nemlich, der Dey zu Algier fand es endlich seinem Interesse gemäßer, den Tribut in den Provinzen nicht mehr selbst einzutreiben, sondern dieses der Provinzialobrigkeit, dem Bey, zu überlassen, und nur ein für allemahl die Summe, die er abzuliefern habe, zu bestimmen: was er über dieselbe eintrieb, blieb sein Eigenthum. Es war nun ein Staatsschatz vorhanden, aus der sich die Miliz regelmäßig bezahlen ließ; die Beye, in einem Amt, das sie bereicherte, waren Freunde des Dey, und das Volk, da er nicht mehr den Tribut eintreiben ließ, zu aufrührerischen Bewegungen gegen ihn weniger geneigt: der Dey war in seinem Amte sicherer, und brauchte sich weniger nach dem Diwan zu richten. Im Gefühl davon bewog der beliebte Dey Baba Ali
1710 im Jahr 1710, als gerade ein allgemein verhaßter Pascha Gesandter der Pforte zu Algier war, den Diwan, den Pascha gefangen zu setzen und ihn, unter großen Beschwerden über sein und seiner Vorweser bisheriges Benehmen gegen die Republik, nach Constantinopel zu senden, mit dem Antrag, sie von der Last beständiger Gesandten zu befreyen, und künftig nur für jede besondere Ausrichtung einen Pascha zu senden, der nach beendigtem Geschäfte wieder zurückkehre.

Durch

Durch Mittel der Bestechung und andere Künste der Unterhandlung erhielt die Republik die Bewilligung ihres Antrags. Seitdem ist der algierische Staat Bundesgenosse der Pforte ohne allen Tribut. Was er nach Constantinopel schickt, ist bloßes Geschenk, für welches er wieder Kriegsbedürfnisse und Schiffsgeräthschaft als Gegengeschenk erhält.

Durch die Entfernung beständiger Gesandten der Pforte wuchs anfangs bloß der Diwan an Macht; der Dey, der nun von Seiten der Miliz und der Provinzen viel sicherer stand, gewann nur die Möglichkeit, sich über den Diwan zu schwingen. Bis jetzt herrschte wenigstens schon ein Dey, der Dey 1766
Mahomed, von 1766 - 1791 wie unumschränkter Herr bis
zu Algier. Und dazu war ihm auch der reiche 1791
Staatsschatz für Zeiten der Noth behülflich, der dem Namen nach immer da war, aber der Wirklichkeit nach erst bey der Plünderung von Tunis 1757 zu 1757
Stande kam, und den seit dieser Zeit die Deye immer ansehnlich vermehrt haben.

Noch haben zwar einzelne Corsarenzüge gegen Staaten, die mit Algier in keinen Friedensverträgen stehen, nicht aufgehört; aber sie sind doch seltener geworden. So reitzten z. B. die Algierer durch ihre Seeräu- 1776 1783
bereyen Spanien 1776, 1783 - 1786 zu Rachekriegen, bis
und Dänemark 1795, Venedig 1796 zu drohenden 1786 1795
Bewegungen: und selbst diese Fehden endigten sie noch, 1796
obgleich die algierische Marine gegenwärtig nur aus

20 - 22 Caperschiffen besteht, mit vortheilhaften Friedensschlüssen oder mit Erpressungen. Nur Napoleon
1802 ließ sich 1802 nichts abpressen.

1792 1792 traten die Spanier das durch Erdbeben verfallene Oran gegen einige Handelsvortheile an Algier ab, aber ohne das Fort Masalquivir. Durch letzteres ist den Spaniern der Besitz des schönen Hafens gesichert, und, gut erhalten und mit einer starken Garnison besetzt, kann es auch verhindern, daß der Hafen von Oran nicht zum Nachtheil der Spanier gebraucht werde.

4. Fez und Marocco.

Geschichte der Scherife oder der Könige des jetzt regierenden Hauses zu Marocco, von Franz von Dombay. Agram 1801. 8.

I. Saadische Scherife, von 1550—1654.

Ahmed und Mehemmed, zwey Brüder aus einer arabischen Familie, Namens Saadi, die sich von dem Geschlechte des Propheten ableitete, verdrängten (bis
1550 1550) die Meriniden aus Fez und Marocco, das damals in mehrere kleine Staaten zersplittert war. Jeder der Brüder nahm von dem überwältigten Lande sein

sein Theil: Mehemmed Fez und Marocco; Ahmed aber Tafilet.

Unmittelbar darauf schritt Mehemmed zur Vereinigung der Nebengebiete von Fez und Marocco unter seine Herrschaft. Tafilet nahm er seinem Bruder Ahmed ab und verwies ihn nach Sahara; Telemsan ließ er durch seine Söhne erobern; Velez vereinigte er mit seinem Reich durch einen langwierigen, unter einem Wechsel von Niederlagen und Siegen bestandenen Kampf, nachdem endlich der dasige König, Buazon, geblieben war, und seine Söhne, um sich dem Schwerdte des Siegers zu entziehen, die Flucht ergriffen hatten. Als Mehemmed im Jahr 1556 durch einen Meuchelmörder fiel, hinterließ er 1556
seinem Sohn Abdallah ein beruhigtes und weit ausgebreitetes Reich, das die beyden Mauretanien, den größten Theil von Numidien und noch vierzehn andere Provinzen umfaßte.

Tafel der Saadischen Scherife.

Mehemmed (allein) von 1550 — 1556.
Abdallah, des vorigen Sohn, von 1556 an.
Mulei Mohammed, des vorigen Sohn.
Ahmed Scherif, des vorigen Oheim.
Mulei Zidan, des vorigen Sohn, bis 1654.

Um in dem ruhigen Besitz seines Reichs zu bleiben, räumte Abdallah die Söhne und Enkel seines Oheims Ahmed, die Ansprüche auf einen Theil seiner

Länder hatten, aus dem Wege; und wandte seine Ruhe dazu an, Marocco durch Prachtgebäude zu verschönern, unter denen ein Collegium von 400 Zimmern war, in dem mohammedanische Theologie gelehrt und der Koran erklärt wurde. Erst sein Sohn und Nachfolger, **Mulei** (Prinz) **Mohammed**, ward von seinem Oheim Abdel Melec, durch den Beystand der Pforte, bey der er bisher gelebt, und die ihn mit 4000 Türken unterstützt hatte, seines Reichs beraubt. Der Vertriebene nahm seine Zuflucht zu dem König Sebastian in Portugal, der ihm in eigener Person eine Hülfsarmee von 30,000 Mann zuführte, und in der berüchtigten Schlacht bey Alaksar sammt Mohammed und Abdel Melec geblieben seyn soll. Das Reich fiel auf diese Weise ungetheilt an **Ahmed** Scherif, Abdallah's dritten Bruder, unter dem es noch an Umfang wuchs und seine größte Ausdehnung erreichte, indem er es so weit nach Guinea ausgebreitet haben soll, als ein Kamel in sechs Monathen gehen kann.

Nach seinem Tode fiel es eine Zeitlang in Verwirrung. Seine fünf Söhne machten auf einzelne Theile desselben Anspruch und kämpften mit einander darum, bis endlich der älteste unter ihnen, der gleich anfangs sich zum König von Fez hatte ausrufen lassen, **Mulei Zidan** wieder Herr aller maroccanischen Länder wurde.

Während seiner Regierung kamen die aus Spa-
1609 nien (1609) vertriebenen Maranen auf der Küste der Barbarey an, von denen sich so viele zu Sala, Fez und

und Tetuan niederließen, daß gegenwärtig fast niemand außer ihren zahlreichen Nachkommen in diesen Städten wohnt. Durch sie kam neues Leben nach Fez und Marocco. Sie rüsteten von dem Gelde, das sie aus Spanien mitgenommen hatten, kleine Fahrzeuge aus, um Rache an ihren Feinden, den Spaniern, zu nehmen, und gewöhnten sich so stark an das Corsarengewerbe, daß sie nach der Zeit als Seeräuber alle Schiffe christlicher Mächte, denen sie sich überlegen glaubten, angriffen. Durch ihre Seezüge reich, mächtig und immer kühner geworden, nahmen sie endlich die Stadt und das Castell Rabat weg, und führten daselbst eine republikanische Verfassung ein, ohne daß der Scherif sogleich im Stande gewesen wäre, diese Eroberung ihnen durch Gewalt zu entreißen, und die republikanische Verfassung aufzuheben. Erst einige Zeit nachher gelang es dem Scherif, das Castell wieder einzunehmen, worüber es zu einem Kampfe kam, den der Scherif unter dem Beystand der Britten, und die Republikaner unter dem Beystand der Holländer und Franzosen, geraume Zeit führten. Erst unter der folgenden Dynastie gewann Mulei Raschid entscheidende Vortheile, worauf sich die Republikaner (1666) gutwillig ergaben, wovon sie den Vortheil zogen, daß die 1666
Nachkommen Finis, eines ihrer damaligen republikanischen Oberhäupter, lange Zeit in ununterbrochener Ruhe, die Statthalterschaft zu Sala vom Scherif übertragen erhielten, als eine Art von Erkenntlichkeit für ihre Unterwerfung.

Unter den Saadischen Scherifen trat Fez und Marocco einigemale mit Europa durch Gesandtschaften in nähere Verbindung. Die mit dem König Sebastian in Portugal abgerechnet, schickte Ahmed Scherif eine Gesandtschaft nach England an die Königin Elisabeth; und unter dem Scherif Zidan kam eine Gesandtschaft des deutschen Kaysers, Rudolph's
1622 II., und im Jahre 1622 eine holländische, bey welcher sich Golius befand, nach Marocco.

Nach Mulei Zidan's Tod gelang dem Araber, Krom Elhadschi, eine Empörung gegen die Saadier. Sobald ihn die Rebellen, welche er anführte, zum König des Reichs ausgerufen hatten, vertilgte er alle Kinder des Mulei Zidan, die letzten Sprößlinge der saadischen Scherife, und herrschte nun ohne Nebenbuhler aus dem bisherigen Regentenstamm. Sein Gegner kam aus Janbo, in der Nähe von Medina, in dem Scherif Mulei Ali.

2. Alidische Scherife aus Janbo
seit 1654.

Einige maurische Pilgrime brachten von ihrer Wallfahrt nach Mecca den Scherif, Mulei-Ali, mit sich nach Tafilet, wo schon einige Zeit her Mißwachs an Datteln gewesen war. Das Volk nahm ihn, als einen Nachkommen des Propheten, mit großer Ehr-

erbietung

erbietung auf, und da gerade nach seiner Ankunft durch eingetretene günstige Witterung die Palmbäume wieder reichlich zu tragen anfiengen, so schrieb dieses der Aberglaube der Gegenwart und Frömmigkeit des Scherifs zu, und das Volk rief ihn aus Freude und Dankbarkeit unter dem Namen **Mulei Scherif** zum König von Tafilet aus.

Geburt, Andacht und der Wunsch seiner Unterthanen, von ihm regiert zu werden, schützten ihn bis an seinen Tod (1658) und seinen Sohn **Mulei** 1658
Mohammed auf ihrem Thron. Der Friede wurde erst durch die Empörung seines Bruders **Reschid** unterbrochen, dem aber Mohammeds Tod (schon 1664) auf den Thron half. Seitdem strebte Reschid 1664
auch nach den übrigen Ländern der saadischen Scherife, und legte das Schwerdt nicht aus der Hand, bis er Fez, Marocco, Melines, sogar Haha und Sus erobert und die unabhängig gewordenen Schechs des ganzen Landes unterjocht hatte. Er herrschte zuletzt von der Straße bis an das Vorgebirge Nun, und sicherte seine Herrschaft durch Festen, die er durch die verschiedenen Theile seines Reichs anlegte. Er war der mächtigste Regent von Afrika und der reichste durch Erpressungen und Tribute, die er mit der größten Härte eintrieb.

Tafel der Alidischen Scherife.

Scherif Mulei Ali, von 1654 — 1658.
Mulei Mohammed, des vorigen Sohn, von 1658 — 1664.

Reschid, des vorigen Bruder, von 1664 — 1672.
Mulei Ismael, des vorigen Bruder, von 1672 — 1727.
Ahmed Dehebi (der Goldreiche) von 1727 — 1729.
Mulei Abdallah, des vorigen Oheim, von 1729 — 1757.
Sidi Mohammed, des vorigen Sohn, von 1757 — 1790.
Mulei Jezid, des vorigen Sohn, von 1790 — 1792.
Mulei Soliman, des vorigen Bruder (neben dem sich ein anderer Bruder, Mulei Hischam, nur kurze Zeit hielt) seit 1792.

Die Regierung des Scherif Reschid floß schon unter unmenschlichen Grausamkeiten hin; doch übertraf ihn sein Bruder, Mulei Ismael, ein wahrer menschlicher Tiger, in der Erfindung der ausgesuchtesten Martern. Und an Gelegenheiten, sie anzuwenden, fehlte es ihm auch nicht, da ihm nach Reschid's Tod nur Fez zufallen sollte, und sein Bruder, Mulei Haran, der sich Tafilet's bemächtigt hatte, seinem Neffen, Mulei Ahmed, Marocco zuwenden wollte,
1673 wo ihn auch eine Partey (1673) zum König ausrief. Der mehrmals von Ahmed geschlagene Ismael verglich sich zwar unter Haran's Vermittelung mit ihm dahin, daß Ahmed Dera (Dra) zum Königreich haben, Marocco dagegen räumen sollte. Aber wie wüthete er nun gegen Ahmed's Parthey in dieser Stadt, ob ihr gleich Amnestie versprochen war.

Die Furcht vor inneren Empörungen gegen seine schrecklichen Blutfeste veranlaßte Mulei Ismael, ein Heer von Negersklaven zu errichten, denen er den Sidi

Sidi Bochari, einen Ausleger des Korans, zum Schutzpatron gab, auf dessen Buch sie den Eid der Treue ablegten: (noch jetzt ist dieses heilige Buch ihr beständiger Begleiter auf allen ihren Heereszügen). Sie hießen Ismaels Knechte, und waren auch die Henkerknechte seiner blutigen Orgien während seiner langen Regierung bis zum Jahr 1727, wo er erst 1727
in seinem 81sten Lebensjahre starb. Unerschütterlichkeit war ein Hauptzug seines Charakters. Selbst der allmächtige Ludwig XIV. konnte ihn weder durch Gewalt noch durch Geschenke zu einem Frieden bewegen; im erstern Falle nahm er den ihm durch die Bombardements zugefügten Schaden standhaft hin, im zweyten wich er hinterlistig allen Verträgen aus, damit seine Corsaren ein freyes Spiel gegen die französischen Kauffahrer behielten. Auch andere europäische Mächte blieben von ihnen nicht verschont. Daneben breitete er seine Besitzungen aus: den Spaniern nahm er das verfallene Schloß Marmora ab; 1684 1684
besetzte er das von den Engländern verlassene Tanger; Larasch ward nach einer langwierigen Belagerung (von 1687 – 1689) eingenommen: nur mit Ceuta 1687 bis 1689
(Septa) gelang es seinen Truppen nicht.

Die von ihm erschaffene Negermiliz lernte endlich unter der nächsten Regierung des geldreichen Ahmed (Ahmed Dehebi) ihre Wichtigkeit kennen, da sie ihn gegen den viel würdigern Abdul Melic, den die allgemeine Stimme auf den Thron von Marocco erhoben

haben wissen wollte, mit Erfolg vertheidigte. Seitdem glaubte die Negermiliz, der Thron hänge von ihr ab; sie vergab ihn daher nach Ahmed's Tod für Geld den Mulei Abdallah; und da er fünfmal von fünf Thronbewerbern abgesetzt wurde, half sie ihm eben so oft gegen baare Bezahlung wieder auf denselben. Doch entgieng ihm dabey nicht, wie gefährlich eine solche militärische Uebermacht in einem Staate sey; und darum schickte er sie während seiner ruhigen Regierungsperiode gegen die Bergbewohner und Berbern, um durch den Kampf mit ihnen ihre Zahl zu vermindern. Und da sie auch in ihrer kleinern Zahl dem Thron gefährlich blieb, wie sein Sohn und Nachfolger Sidi Mohammed durch ihre Meutereyen gegen ihn erfuhr, so ließ dieser einen großen Theil des Restes entwaffnen und ihnen Ländereyen zur Ansiedelung und zum Ackerbau anweisen. Doch ist die Negermiliz nie ganz aufgehoben worden.

Nach dieser durch Mulei Abdallah geschehenen Verminderung der Negermiliz stieg das königliche Ansehen wieder, obgleich nicht selten durch grausame Blutgerichte unterstützt, und noch mehr ward es von Sidi Mohammed befestigt, der allerley gute Regierungskenntnisse mit auf den Thron brachte. Er hob die republikanische Form der reich gewordenen Seestädte Salee und Rabat auf, und machte sie, wie andere Theile seines Reichs, von sich abhängiger; er erkannte friedliche Handlung für ein weit sichereres

Mittel,

Mittel, den Staat zu bereichern, als Caperey, und sorgte für einen sicherern Hafen, als die bisherigen seines Reichs waren, durch die Anlegung der Seestadt Mogador: nur drückte er, um gleich nach der Aussaat zu erndten, den daselbst eingerichteten Handel zu früh durch allerley Auflagen wieder nieder. Besser gelang es ihm, die Einkünfte seiner Schatzkammer durch Friedens- und Handelsverträge mit den europäischen Staaten zu vermehren; er schloß sie für Geschenke und hob sie nicht selten wieder auf, um bey der Rückkehr zu ihnen neue Geschenke zu erpressen. Noch unter seinem Vater, an dessen Stelle er mehrere Jahre die Reichsverwaltung besorgte, fieng er die Abschließung und Zurücknahme dieser Verträge an, und setzte sie durch seine ganze Regierung fort: mit Dänemark schloß er 1751 - 1753, mit Holland 1751
1755, mit England 1760, mit Schweden 1763, mit Venedig 1765, mit Spanien und Frankreich 1767, mit Toskana 1778, mit Neapel 1782, mit Oestreich 1783, mit Nordamerika 1786. 1786

So viele Summen auch Sidi Mohammed während seiner Regierung aus Europa für Geschenke und stipulirte Abgaben zog, und so streng er auch den Tribut in seinem Reich eintreiben ließ, so reichten doch diese Einkünfte zur Bestreitung seiner vielen außerordentlichen Ausgaben nicht hin: wie für die (vergebliche) Belagerung von Mazagan und Melilla, für die Anlegung mehrerer Städte und Festungen, so

mancher Schlösser, Moscheen und öffentlicher Märkte; für die Loskaufung vieler mohammedanischer Sklaven, die nicht einmal seine Unterthanen waren. Sein Nachfolger Mulei Jezid mußte daher bey dem Antritt seiner Regierung durch neue Anforderungen an die europäischen Staaten seiner Dürftigkeit abhelfen, die auch die verlangten Geschenke nicht verweigerten, Spanien ausgenommen, das mit ihm wegen Ceuta in Krieg verwickelt wurde, während dessen er bey einem Aufstand in Marocco seinen Tod fand. Erst unter seinem Nachfolger, Mulei Soliman, wurde das freundschaftliche Verhältniß mit Spanien wieder hergestellt, das nun, so wie die übrigen europäischen
1792 bis 1799 Mächte, zwischen 1792-1799 neue Friedens- und Freundschaftsverträge durch die geforderten Geschenke von ihm erkaufte. Auch das Kayserthum Marocco liegt in Erschöpfung.

III. Habesch.

Salomonischer Regentenstamm.

Habesch trat mit zwey Störern seiner öffentlichen Ruhe, einen politischen und einen religiösen, in die neuere Zeit ein.

1. Von kriegerischen Anfällen ward es beständig von drey Seiten bedroht: im Südosten von den Einwohnern des Königreichs Adel, im Norden von den Türken, den Bundesgenossen der Adeler; im Südwesten von den Gallas, einem Negervolk, den wahren Beduinen jener Gegend.

Gerade um dieselbe Zeit hatten sich die Portugiesen in dem indischen Meer einen allgemein berühmten und gefürchteten Namen erworben; die Abessinier richteten daher (c. 1515) unter der vormundschaftlichen 1515
Regierung der Königin Helena ihre Wünsche nach dem Beystand dieser gefeyerten Nation; aber während die Gesandschaft zu ihr noch auf dem Wege war, erschienen die Portugiesen von selbst, ihres eigenen Interesse wegen, mit einer Flotte bey der Insel Zeyla, um die Türken aus dieser Besitzung zu vertreiben, von der

der sie unablässig die portugiesische Schifffahrt störten.
1520 Im Jahr 1520 kam die portugiesische Gegengesandtschaft in Abessinien an, welche das Bündniß zum gemeinschaftlichen Krieg gegen die Türken und Mohammedaner abschloß.

1520 bis 1595 Von 1520–1595 unter Helena, die im Namen ihres Enkels, David's III., regierte, unter David selbst, unter Claudius, Menas und Melec Segued dauerte der Kampf mit den Gallas und Mohammedanern unter abwechselnden Niederlagen und Siegen fort: der Sieg über sie ward zuerst entscheidend unter Melec Segued: seitdem blühete zwar das Ansehen der Portugiesen in Abessinien; aber dessen ohnerachtet zogen sie sich bald darauf immer mehr aus diesem Lande, das bey seiner Armuth keinen Reichthum durch Handlung versprach.

2. Zu Unterhändlern des Bündnisses waren Jesuiten gebraucht worden. Ihrer Bestimmung als Ordensbrüder eingedenk, arbeiteten sie zugleich dahin, die Abessinier von dem Patriarchen zu Alexandrien abzuziehen und sie dem Pabst zu unterwerfen, und wurden dadurch Störer des innern Friedens in Habesch. Die ersten nach der Ankunft der Portugiesen regierenden Könige schwankten zwischen dem Pabst und dem alexandrinischen Patriarchen: David III. war dem Pabst geneigt, Claudius ihm abgeneigt: unter letzterem erfüllten daher die Jesuiten das ganze Land mit Unruhen; den König selbst thaten sie in den Bann, gegen ihn

ihn ergriffen sie die Partey rebellischer Unterthanen, und wurden eine wahre Geißel des Landes. Doch bekam nicht lange nachher durch Peter Päz, einem wahren Missionargenie, der Katholicismus neuen Eingang, wenn gleich nicht beym großen Haufen, doch am Hofe und bey den obern Ständen, und das Glück der Jesuiten blühete (etwa von 1600-1632) bis zum Tode des Königs Socinios. Aber auch diesesmal mißbrauchten sie ihren Einfluß am Hofe und wurden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verhaßter durch die Machtschläge, die sie fallen ließen, durch die völlige Umkehrung der bisherigen religiösen Verfassung, durch die Einführung einer neuen geistlichen Jurisdiction, durch Eingriffe in die Rechte des Königs, seiner Unterthanen und der Mönche. An vielen Orten stand das Volk gegen sie auf, daß endlich Facilidas (Basilides, reg. 1632-1665) gleich beym Antritt seiner Regierung Jesuiten und katholischen Glauben aus seinem Reich verbannte, und darin den alexandrinischen Patriarchen als geistliches Oberhaupt, und seinen Lehrbegriff als den herrschenden wieder herstellte. Nach der Zeit ist der Propaganda kein Versuch mehr gelungen, den Katholicismus nach Abessinien zu verpflanzen: welchen Erfolg ihr neuester haben wird, durch Eingebohrne des Landes, die zu Rom von ihr dazu gebildet worden, das Bekehrungsgeschäft zu betreiben, muß die Zukunft lehren.

1600 bis 1632

1632 bis 1665

Ueberhaupt ward seitdem zwischen dem Auslande und Abessinien keine neue dauernde Verbindung ge-

knüpft: weder die Geschenke, die sich die holländisch-ostindische Handelsgesellschaft und die Könige von Abessinien gegenseitig am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts zu verschiedenen Zeiten zusendeten, noch Ludwig's XIV. Versuche im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, einen Handel zwischen Frankreich und Abessinien einzurichten, haben dazu geführt. Wie möchte auch der arme Handel, den das Land verspricht, zu Anstrengungen für denselben reizen?

In dem Lande selbst haben sich seit Facilidas keine große Denkwürdigkeiten zugetragen. Noch unter ihm wurde die alte Gewohnheit, die Prinzen des königlichen Geblüts nicht hinrichten zu lassen, sondern auf dem Berge Wechne in Belessen einzusperren, die seit David III. aufgehört hatte, bey der Gelegenheit wieder eingeführt, da sich sein Bruder Claudius, Statthalter von Bagemdr, mit den Rebellen in Lasta vereinigt hatte. Seitdem leben ganze Familien aus dem königlichen Hause wieder, nach der verschiedenen Stimmung des jedesmaligen Regenten, in härterer oder linderer Staatsgefangenschaft.

Durch diese ganze Zeit giengen die Streifereyen der wilden Nationen in der Nachbarschaft, besonders mit den Agows und Gallas auf den beyden Seiten des Nils, nach dem Wechsel der Zeit glücklicher oder unglücklicher fort, zwischen welche zuweilen Empörungen einzelner Provinzen eintraten, selbst einmal
1729 bis 1753 ein Krieg mit dem benachbarten Reiche Sennaar, der Jasus II. (reg. von 1729–1753) 18900 Mann kostete.

Zwi-

Zwischen 1709 – 1714 wurde die Folge der Salomonischen Könige zum drittenmal unterbrochen, indem sich Dustas, ein Privatmann, der vorher wichtige Staatsbedienungen bekleidet hatte, auf den Thron schwang. Der vielen Meutereyen ohnerachtet erhielt er sich auch darauf. Doch ließ er noch vor seinem Tode den Sohn des vorigen Königs vom Berge herabholen, und ihn zu Gondar zum König ausrufen und krönen, wodurch die Salomonische Familie wieder hergestellt wurde. 1709 bis 1714

In der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zerstörte Habesch ein langer bürgerlicher Krieg aus abessinischer Eifersucht gegen die vielen Gallas, welche der König Joas (reg. von 1753–1769) an seinen Hof und in seine Dienste genommen hatte. Die Parteyen, welche sich daraus bildeten, ergriffen gegen einander die Waffen: die schrecklichen Zerstörungen dieses wilden Kriegs, der sich bis 1769 fortzog, sah noch Bruce. 1753 bis 1769

Jüdisches Reich der Falascha.

(S. B. I. S. 455.)

Neben dem christlichen Reiche erhält sich auch das jüdische Reich der Falascha (der Exulanten, wie sie sich nennen) auf den rauhen und fast unzugänglichen Felsen der hohen Bergkette, welche die Berge von Samen heißen. Im Jahr 1600 erlitt es eine 1600 heftige

heftige Erschütterung: Gideon und Judith, ihr König und ihre Königin, wurden erschlagen. Seit dieser Zeit betragen sich die Juden ruhiger und friedfertiger, entrichten ihre Abgaben, und werden bey ihrer eigenen Regierungsform gelassen. Als Bruce in Abessinien war, führten der König und die Königin auch wieder die Namen Gideon und Judith (wahrscheinlich Lieblingsnamen der königlichen Familie). Die Zahl der Falascha wurde ohngefähr auf 100,000 streitbare Männer geschätzt.

IV. Nubien.

Der größere Theil von Nubien, von Bekennern des Islam bewohnt, wurde von den Schilluk, einer
1504 Negernation, im Jahr 1504 unterjocht, und von Sennaar, dem gleich nach ihrer Unterjochung angelegten Sitz des Reichs, in sehr leichter Abhängigkeit beherrscht. Von dem dritten Negerkönig zu Sennaar, Abdel-Cader, wurden die Heiden auf dem Dschebel Moja und dem Dschebel Segund, die ihre bergigte Gegend vor der Unterjochung der Araber und dem Islam geschützt hatte, nachgeholt und dem Reiche einverleibt. Die Prinzen wurden nur zur Beschneidung gezwungen, und darauf unter leichten Bedingungen in ihre Herrschaften wieder eingesetzt.

Der

Der Negerstaat zu Sennaar ist zwar ein Erbreich, das auf den ältesten Sohn des vorigen Königs übergeht; doch behält er den Thron nur so lange, als seine Minister ihm denselben lassen wollen. Nach einem Reichsgesetz muß er seinen Hals unweigerlich dem Schwerdte des königlichen Scharfrichters hinreichen, sobald der Staatsrath den Ausspruch thut, daß das Wohl des Staats sein Leben fordere; und unmittelbar nach dem König läßt der Staatsrath auch alle seine Brüder und Seitenverwandten auf eben diese Weise hinrichten.

Tafel der Negerkönige zu Sennaar (aus Bruce).

Amru, Sohn Adelan's, von 1504 — 1534.
Neil, des vorigen Sohn, von 1534 — 1551.
Abdel Cader, Amru's Sohn, von 1551 — 1559.
Amru, Neil's Sohn, (abgesetzt) von 1559 — 1570.
Dekin, Neil's Sohn, von 1570 — 1587.
Douro, des vorigen Sohn, von 1587 — 1590.
Tiby, Abdel Cader's Sohn, von 1590 — 1593.
Ounsa (abgesetzt), von 1593 — 1606.
Abdel Cader, Ounsa's Sohn (abgesetzt), von 1606 — 1610.
Adelan, Ounsa's Sohn (abgesetzt), von 1610 — 1615.
Baadi, Abdel Cader's Sohn, von 1615 — 1621.
Rebat, Sohn Baadi, von 1621 — 1651.
Baadi, des vorigen Sohn, von 1651 — 1689.
Ounsa, Nasser's Sohn, Enkel Rebat's, von 1689 — 1701.
Baadi el Achmet, des vorigen Sohn, von 1701 — 1726.
L'Oul, Baadi's Sohn, von 1726 — 1733.
Baadi, des vorigen Sohn (abgesetzt), von 1733 — 1766.
Nasser, des vorigen Sohn (abgesetzt), von 1766 — 1769.
Ismain seit 1769.

Nach der Unterjochung des Landes nahmen die Schilluk den Namen Funche (Funge, die Ueberwinder) und den Koran an: doch letztern mehr, um sich den Handel mit den Mohammedanern zu erleichtern, als aus Ueberzeugung von seiner Vortrefflichkeit. Sie bekennen bloß einen sehr laxen Islam, und sind größerntheils im Herzen Heiden, und nur ihres Vortheils wegen äußerlich Mohammedaner. Nämlich Sennaar ist eine Hauptniederlage des Handels mit den mohammedanischen Ländern. Ueber Sennaar gehen die Karawanen von Sudan und Abessinien nach Kairo, und jährlich regelmäßig eine Karawane von Kairo nach Sennaar. Das Gold von Sennaar wird für das beste in Afrika gehalten und daher zu Mocha aufgekauft, und nach Ostindien gebracht. Dagegen werden wieder von Dschidda viele ostindische Waaren nach Sennaar geführt, und von da in die Negerländer vertrieben. Die Karawanen von Sennaar nach Dschidda führen die zum Dienst der Moschee in Mecca bestimmten verschnittenen Neger hin und her, wenn etwa sie die Erlaubniß erhalten, in ihr Vaterland nach Bornu, Tocrur, Tombuktu u. s. w. auf eine Zeitlang zurückzukehren, um für die Moschee zu betteln.

Staatsmerkwürdigkeiten von dem Reiche Sennaar sind noch nicht bekannt.

Amerika.

Amerika

der neuen Welt.

Bibliotheca Americana. Lond. 1789. 4.

J. G. Meusel biblioth. historica. Vol. III. P. I. p. 220 — 395. P. 2. p. I — 113. Vol. X. P. 2. p. 325 — 399.

W. Robertson's History of America. Lond. 1777. 2 Voll. 4. Leipz. 1786. 3 Voll. 8. Deutsch von J. F. Schiller. Leipz. 1777. 3 B. 8. (nicht vollendet).

W. Russel's History of America. Lond. 1778. 2 Voll. 4. Deutsch. Leipz. 1779. 4 B. 8.

C. F. Raynal hist. philos. et polit. des établissemens et du commerce des Européens dans les deux Indes. Geneve 1781. 10 Voll. 8.

Amerika.

Der Genuese, Christoph Colon, der, von der Königin Isabella in Spanien unterstützt, einen Weg nach Indien im Westen suchte, entdeckte zufällig Amerika. Auf seiner ersten Fahrt 1492 traf er bloß auf Inseln, 1492
zuerst auf St. Salvator, und da er hier das Gold nicht fand, das er nach den Berichten der Alten in Indien zu erwarten hatte, steuerte er nach der Leitung eines Indianers Cuba vorbey nach Hispaniola, und glaubte nun in dem gerühmten Gold= und Gewürzland Indien angelangt zu seyn: ein Irrthum, von dem jetzt noch die amerikanischen Inseln den Namen Westindien tragen. Auf seiner zweyten Reise, 1493, 1493
entdeckte er außer den Caraibischen Inseln Desirada, Dominica, Guadeloupe, Antigua, Portorico und Jamaika, auch schon den Continent von Amerika, ob er ihn gleich nicht betrat: denn der Name Paria war schon 1496 in Spanien bekannt. Nun fiengen schon 1496
die Ausrüstungen einzelner Privatpersonen an, um das Gold in der neuen Welt zu erndten. So brach in

dieser Absicht ein Gefährte von Colon's zweyter Reise, Alfonso de Ojeda, mit dem Florentiner Amerigo Vespucci und versehen mit Colon's Reisejournal und seiner Seecharte dahin auf, und betrat die Küste Paria selbst, die Colon nur gesehen hatte; wodurch Amerigo Vespucci zu der unverdienten Ehre kam, daß der neue Welttheil von ihm, als vermeintlichen ersten Entdecker, den Namen Amerika bekam.

Noch zweymal unternahm Colon selbst die Reise:
1498 1502 im Jahr 1498 und 1502; auf jener (seiner dritten Reise) entdeckte er die Inseln Trinidad an der Küste Guiana und die Mündung des Oronokostroms; er landete an der Küste der Landschaften Paria und Cumana, und an andern Gegenden des festen Landes von Amerika; auf dieser (seiner vierten) Reise kam er an die schöne Küste des festen Landes Capo Gracias a Dios, bis zum Hafen Portobello, und wähnte noch immer, auf diesen vier Fahrten Inseln und festes Land von Indien besucht zu haben. Schon hatten mehrere Nationen den neuen Weg nach Indien eingeschlagen; England hatte auf ihm durch Johann Cabot Neufoundland
1496 1500 (1496) entdeckt; die Portugiesen (1500) Brasilien; französische Schiffer aus Bretagne und der Normandie
1506 1508 (1505) Cap Breton und (1508) Norumbega (wahrscheinlich an der Küste von Neufoundland gelegen) u. s. w., als endlich Vasco Nunnez de Balboa im
1513 Jahr 1513, da er jenseits der Landenge von Panama wieder den großen Ocean entdeckte, sich überzeugte,

daß

das entdeckte große Land sey nicht Indien. Jeder Zweifel, den man dagegen noch hätte erheben können, wurde kurz nachher weggeräumt, als 1520–1522 der lang gesuchte westliche Weg nach Indien durch Magelhan's sogenannte Reise um die Erde gefunden wurde. 1520 bis 1522

Seitdem wetteiferten die Europäer mit einander, Stücke von Amerika durch Unterjochung und Ausrottung seiner Ureinwohner und durch Anpflanzungen sich zuzueignen: manche sind bis auf die neuesten Zeiten, wenn sie auch von einer Hand in die andere gegangen sind, doch europäisches Eigenthum geblieben; andere haben sich von der Herrschaft der Europäer wieder losgemacht, und ihre Freyheit erkämpft. Endlich sind noch große Striche in Amerika vorhanden, in welchen die Freyheit der Ureinwohner des Landes von den Europäern entweder nie angefochten worden, oder deren Einwohner sie gegen die europäischen Angriffe bisher glücklich behauptet haben. Es giebt daher ein dreyfaches Amerika: 1. ein freyes uncivilisirtes; 2. ein freyes civilisirtes und 3. ein europäisches.

I. Freyes uncivilisirtes Amerika.

Da die ersten Entdecker von Amerika Indien gefunden zu haben glaubten, so nannten sie die Einwohner des entdeckten Landes Indianer, welcher Name auch nach der Zeit, da man von dem Irrthum zurück gekommen war, ihnen geblieben ist. Sie waren in ihrem Aeußern für die Ankömmlinge eine völlig fremde Erscheinung, auffallend durch ihre kupferrothe Farbe, ihre großen und unförmlichen Köpfe und Ohren, und ihr schwarzes, dickes und starkes Haupthaar, durch ihre eingedrückten Stirnen und platten Gesichter, ihre kurzen und dicken, wenn auch nicht immer platten Nasen, ihre dünnen Augenbraunen und kleinen Augen, ihre aufgeworfenen Lippen, ihre Bartlosigkeit oder doch die Dünnheit ihres Bartes, durch ihren glatten, haarlosen Leib, ihre dicke, untersetzte Statur und ihre unverhältnißmäßig kleinen Füße. Zwischen Stämmen dieser Gestalt wohnten wieder einzelne Stämme von körperlicher Schönheit, bald durch starke Bärte (wie die Otomaco u. a.), bald durch Habichtsnasen (wie die Caraiben) ausgezeichnet, daß wegen dieser körperlichen Verschiedenheiten die Bevölkerung von Amerika noch immer ein Räth-

sel

sel der Geschichte bleibt, wenn es gleich wahrscheinlich ist, daß man die Amerikaner aus dem nördlichen Asien abzuleiten hat, und der Hauptstamm derselben von mongolischer Abstammung seyn mag, zwischen den sich durch Zufall an die Küste von Amerika verschlagene Haufen von anderer Abstammung gesetzt haben mögen. Entscheiden kann erst die Abkunft der Ureinwohner von Amerika eine grammatische Kenntniß der amerikanischen Sprachen, von der aber die Sprachenkunde noch weit entfernt ist.

Unter den Landeseingebohrnen fanden die Europäer bey ihrer Ankunft ganz verschiedene Grade von Bildung. In dem unbegränzten nördlichen Amerika waren die Einwohner bis zum 80sten Grade nördlicher Breite (denn darüber hinaus scheint die Bewohnbarkeit des Landes aufzuhören) noch wahre Wilde, die ohne Gesetze, ohne Obrigkeiten, ohne bürgerliche Verfassung Hordenweis umherzogen, die in ihren unabsehlichen Wäldern in Hütten und Erdhöhlen, um sich vor Kälte zu schützen, wohnten, und ordentlich von Jagd und Fischfang, seltener von Viehzucht lebten, und wohl hie und da, bey eintretendem Mangel, ihren Hunger mit Menschenfleisch stillten. An den Gränzen des nördlichen Amerika und einem Theil des südlichen hatten die Einwohner schon ihren ursprünglichen Zustand der Wildheit verlassen, und den sittlichern einer eigenen bürgerlichen Verfassung angetreten. Unter diesen ragten wieder die Einwohner von Peru und

Mexiko

Mexiko hervor: sie lebten unter Gesetzen, die von einem gebildeten Verstande zeugten; sie trieben Künste und Gewerbe, und hatten Bauunternehmungen ausgeführt, die große künstlerische Gewandtheit voraussetzen. Doch standen diese Züge der Cultur mit Zügen der Barbarey im Contrast, so daß man erstere nicht für eine Frucht eigener langsamer Entwickelung, sondern für etwas von einem eingewanderten cultivirten Stamm den Einwohnern Zugebrachtes ansehen muß.

Bis jetzt hat sich die Zahl der Indianer sehr verringert. Schon kurz vor der Ankunft der Europäer hatte sie durch ansteckende Seuchen stark abgenommen; mit ihrer Ankunft ward der Tod über den größten Theil des Landes, am stärksten über das spanische Amerika, noch allgemeiner verbreitet. Gleich die erste Colonie, jenes Raubgesindel, welches Colon
1498 auf seiner dritten Reise (1498) nach Hispaniola zur Betreibung des Bergbaues mitgenommen hatte, erfüllte die Insel mit allen denkbaren Gräueln der Mißhandlung; in der folgenden Zeit hat der wilde Krieg bey der Eroberung des amerikanischen Continents die Landeseingebohrnen in Massen erwürgt; eine große Zahl derer, die ihn überlebten, hat der Genuß von Rum, Branntewein und die Pocken getödtet.
1637 Bis zum Jahr 1637 führte die Verzweiflung der Indianer den Krieg gegen die Ankömmlinge fast ununterbrochen fort, durch den ganze indianische Stämme ausge-

ausgerottet worden sind. Der Schrecken, den die Ausbreitung der Pequods verbreitete, machte die Indianer seit 1637 im Angriff eine Zeitlang etwas 1637
schüchterner. Nicht lange, so brach der Krieg aufs neue durch die Wamponoags=Indier unter ihrem Anführer Philips aufs neue aus, und dauerte sieben Jahre (von 1670-1678); darauf kämpften die In= 1670 bis
dianer als Bundesgenossen der Franzosen von 1691- 1726
1697; von 1703-1713 dauerte der Königin Anna Krieg; von 1720-1726 der Lovewellskrieg; und wie viele rieben die einzelnen Streifereyen der Indianer gegen einzelne Anpflanzungen auf!

Ein Volk auf dieser Stufe der Menschheit kennt keine, als kriegerische Ereignisse, und würden sie auch mannichfaltiger, so werden sie aus Mangel an Schreibkunst nicht auf die Nachwelt historisch gebracht.

II. Freyes civilisirtes Amerika.

Die vereinigten Staaten in Nordamerika sind aus englischen und französischen Colonien erwachsen, die ohngefähr zu gleicher Zeit von ihren Mutterländern angelegt worden sind.

Vor der Königin Elisabeth gelang den Britten keine Anpflanzung in Nordamerika: der Venetianer, Johann Cabot, der von Heinrich VII. mit vier Schiffen ausgesendet wurde, um unter englischer Flagge in den östlichen, westlichen und nördlichen Meeren Entdeckungen zu machen, erreichte zwar Neufoundland. Da es aber bloß Fischerey, und nicht das, worauf man damals bey Seeunternehmungen ausgieng, keine Gold- und Silbererndte versprach, so wurde an eine Anpflanzung auf dieser Küste sogleich nicht gedacht. Unter der Königin Elisabeth hingegen vereinigte sich Humphrey Gilbert mit seinem Halbbruder, dem berühmten Ritter Walter Ralegh, zum Anbau der unbekannten Länder unter dem 30–50 Grade nördlicher Breite. Gilbert erhielt für seinen Antheil an der
1578 Unternehmung schon 1578 einen Freyheitsbrief; Walter
1584 Ralegh 1584 einen für den seinigen; letzterer gründete

auch die erste brittische Niederlassung 1585 in Virgi- 1585
nien (wie er Nordamerika vom 30-40 Grade nördlicher Breite seiner Königin zu Ehren nannte), die aber in diesem, wie in dem zweyten Versuch 1587 gänz- 1587
lich mißlang. Seit 1590 hörten alle Reisen an diese 1590
Küste auf.

Bartholomäus Gosnold, ein Mitglied der vorigen Gesellschaft zur Entdeckung und Anbauung unbekannter Länder, erneuerte 1602 die Entdeckungsreisen, 1602
und gelangte auf dem von ihm eingeschlagenen Wege, westwärts durch das atlantische Meer, nach Neuengland. Seine begeisterte Beschreibung des von ihm zuerst besuchten Landes und das mitgebrachte herrliche Pelzwerk bewogen seine Freunde, mit ihm in eine Gesellschaft zur Anlegung einer Kolonie an dieser Küste zusammenzutreten, für welche ihr Jacob I. 1606 ein 1606
Patent mit ganz außerordentlichen Freyheiten ertheilte. Die Interessenten theilten sich in zwey Gesellschaften: die eine, die Londner Compagnie, übernahm den Anbau der Küste vom 34-40 Grad nördlicher Breite (oder Carolina, Virginien und Pennsylvanien); die andere, die Plymouther, den Anbau von Neuengland (oder die Küste vom 38-45 Grad nördlicher Breite).

Um dieselbe Zeit gelangen auch den Franzosen die 1534 und 1535
ersten bleibenden Anpflanzungen. Schon 1534 und 1535 hatten sie den Lorenzfluß und Canada entdeckt; sie hatten auch noch im sechszehnten Jahrhundert, durch den einträglichen Pelzhandel mit den Wilden ermun-

tert, Versuche gemacht, sich in Acadien und Canada niederzulassen, die aber alle mißlangen. Jetzt ließ sich Peter de Monts, ein reformirter Edelmann aus
1604 Saintonge, der schon seit 1604 Nordamerika bereist hatte, von Heinrich IV. ein Patent geben, durch welches ihm das Recht ertheilt wurde, alle Länder der Wilden vom 40–46 Grad nördlicher Breite gegen einen dem König zu erlegenden Zehnten von allem gefundenen Gold, Silber und Kupfer, zu besetzen. Im
1609 Jahr 1609 ward nun Acadien (oder Neuschottland) von den Franzosen angebaut, und bald darauf erfolgte auch ihre Ausbreitung in Canada.

1609 Um dieselbe Zeit, im Jahr 1609, entdeckte der berühmte englische Seefahrer, Hudson, in Diensten der Holländer, den in der Folge von ihm benannten großen Fluß (den Hudsonsfluß), und der reiche Pelzhandel, der seitdem jährlich holländische Schiffe in den Fluß führte, bewog die Holländer, zu dessen
1614 bequemern Betreibung im Jahr 1614 von den Wilden jener Gegend einen Strich Landes zu kaufen, denselben, wo jetzt Neuyork steht. Sobald eine holländische westindische Gesellschaft eingerichtet war (im Jahr
1621 1621), ertheilten ihr die Generalstaaten ein Patent, das ihr das Recht gab, von Neufoundland bis an die Südsee Handel zu treiben und Festungen und Pflanzungen anzulegen. So entstand in Amerika Neuniederland (Neubelgien).

Indem

Indem sich nun Holländer und Engländer, die sich aus Neuengland hier angesiedelt hatten, einander näherten, um sich gegenseitig das Recht an die Länder dieser Breite zu bestreiten, setzten sich unvermuthet im Jahr 1634 Schweden zwischen sie an den De- 1634
laware; unter den Protestationen der Holländer, aber mit Bewilligung Carl's I. in England, der vorher seinen Ansprüchen auf die Striche, auf welchen sich die Schweden niederlassen würden, ausdrücklich entsagt hatte.

Das sich durchkreuzende Interesse dreyer Nationen, die alle zu Einem Zweck, der Betreibung des Pelzhandels, an und zwischen dem Hudson und dem Delaware sich angesiedelt hatten, mußte in Kurzem Eifersucht und Streit erregen. Nach acht Jahren begann der Kampf: im Jahr 1642 wurden die Neuengä- 1642
länder von den Holländern, im Jahr 1654 die Hol- 1654
länder von den Schweden, und im Jahr 1655 die 1655
Schweden von den Holländern der Herrschaft über ihre dasigen Anpflanzungen beraubt. Darauf waren die Holländer allein neun Jahre Herren der Niederlassungen an und zwischen dem Hudson und Delaware (oder von Neuniederland): sobald aber Jacob, der Herzog von York, von seinem Bruder Carl II. mit den Ländern vom Hudson bis zum Delaware belehnt war, so wurden die Holländer im Jahr 1664 von den Be- 1664
fehlshabern des Herzogs aus Neuniederland vertrieben, und alle ihre dasigen schwedisch-holländischen Colonien kamen unter die Herrschaft des Herzogs.

Seit der Zeit breiteten sich bloß Engländer und Franzosen unter mancherley Schwierigkeiten und Hindernissen in Nordamerika aus. Viele Ankömmlinge aus beyden Nationen rieb das veränderte Klima auf; andere tödtete der häufige Krieg mit den Indianern; die bessern Anpflanzer sahen sich häufig in aller häuslichen Ordnung durch unwürdige Nachbaren gestört, welchen man zwischen ihnen Niederlassungen seit der Zeit einräumte, da man Colonien zum Verbannungsort der Verbrecher gemacht hatte. Wie hart war der Druck, der auf die Anpflanzer von ihren Herren gelegt ward, und wie oft wurden die Kriege beyder Nationen in Europa zugleich auch nach Amerika versetzt, und durch sie bald aller Wohlstand der Colonisten vernichtet, bald das Fortschreiten desselben wenigstens auf lange Zeit gehindert! Außerdem hielt die englischen Anpflanzungen lange fanatischer Sectenhaß und die Navigations-
1651 acte (seit 1651) in ihrem Emporkommen auf. Und wäre letztere nach ihrer ganzen Strenge befolgt, und wären die Colonisten in dem unmittelbaren Versenden ihrer Natur- und Kunsterzeugnisse, wie der Buchstabe es wollte, immer gehindert worden, so würde auch ein langsames Fortschreiten in ihrem Wohlstande nicht einmal möglich gewesen seyn. Als Carl II. wegen ihrer beständigen Uebertretung der Navigationsacte und ihrer Abneigung gegen seine Religionsgrundsätze
1683 das ihnen verliehene Patent (1683) zurückgefordert, und sie königlichen Statthaltern unterworfen hatte,

welch'

welch' eine verderbliche Krise zeigte sich von allen Seiten!

Doch glücklicher Weise änderte sich unter der Regierung Wilhelm's III. (c. 1690) auf einmal die 1690
Lage der brittischen Colonien zu ihrem Vortheil. Der fanatische Religionseifer hatte endlich ausgetobt; Penn's Beyspiel und das Aufblühen seiner Colonie empfahlen Duldungsgeist, und Quäker und Puritaner wohnten seitdem ruhig neben einander. Hugenotten und Salzburger, Schotten, Iren und Deutsche (letztere aus Süddeutschland, meist aus der Pfalz Gemeinenweis mit ihren Pfarrern) brachen nach Amerika auf, und die englischen Colonien gewannen aus dem Auslande die nützlichsten und fleißigsten Einwohner. Um ihr Aufblühen unter diesen günstigen Umständen noch mehr zu beschleunigen, diente ein neuer Freyheitsbrief, durch den Wilhelm III. die schädlichen Einrichtungen Carl's II. und Jacob's II. aufhob. Er unterwarf zwar Massachusetts, Neuplymouth, Main und Sagadehok einem königlichen Statthalter, aber erhob sie dabey aus Colonisten und Factoren einer habsüchtigen Gesellschaft zu Unterthanen einer königlichen Provinz, mit dem Rechte, sich selbst Schatzungen aufzulegen. Auch die Fürsten von Neuversey, und die Pfalzgrafen, Caziken und Landgrafen von Carolina überließen ihre weiten und fruchtbaren Länder der Krone. Seitdem konnte man die in Nordamerika von Britten angelegten Länder nach ihrer Verfassung in königliche,

 erb=

erbeigenthümliche, und privilegirte Provinzen eintheilen. In den königlichen hatten die Einwohner nur geringen Antheil an der Landesregierung. Sie wählten nur die Abgeordneten der Assembly (oder des Unterhauses), die Krone aber ernannte den Gouverneur, der den König in den Provinzialparlamenten vorstellte, und einen Rath des Gouverneurs (oder das Oberhaus). Auch mußten alle Schlüsse der Provinzialversammlung von England aus bestätigt werden. Eine erbeigenthümliche Regierung war nur in Pennsylvanien und Maryland, welche den Familien Penn und Baltimore gehörten. Diese hatten alle königliche Vorrechte in ihren Erbländern; von ihnen mußte alles Land gekauft werden, und sie herrschten über dasselbe als brittische Fürsten mit aller Landeshoheit. In den beyden privilegirten Provinzen, Rhodeisland und Connecticut war die Verfassung völlig demokratisch. Der Gouverneur behielt seine Stelle nur Ein Jahr und ward von der ganzen Provinz gewählt. Er hatte hier nicht das Recht, wie in andern Colonien, das Parlament zusammenzuberufen; sondern beyde Häuser, wovon das Oberhaus auch von der Provinz alle Jahre gewählt ward, versammelten sich freywillig im May und October, und giengen nach eigenem Gutbefinden aus einander. Wer für 400 Pf. Sterling an Grundstücken besaß, hatte das Recht eines Bürgers: er konnte (wenn er kein Katholik war) seine Stimme zu der Wahl der Repräsentanten geben, und von den Grafschaften, Städten und Di-

stricten

stricten als Deputirter in das Unterhaus gewählt werden. Diese Generalversammlung besorgte alle Landesangelegenheiten: sie machte Gesetze, die keiner königlichen Bestätigung bedurften, und veränderte sie nach Befinden; sie errichtete Gerichtshöfe, bestimmte die Landesanlagen, vergab Stellen und Bedienungen, führte Aufsicht über Kirchensachen und entschied in der letzten Instanz die Appellationen von andern Gerichtshöfen, und über Leben und Tod.

Wilhelm III., bekannt mit den richtigen Grundsätzen der Staatswirthschaft, lehrte selbst England erst die Colonien nach den richtigsten Grundsätzen der Colonisation regieren. Um ihre Landesproducte zu ihrem Wohlstand zu nützen, ermunterte er die Colonisten, Schiffs = und anderes Bauholz zu schlagen, Theer und Pech zu brennen, Eisen und Kupfer zu graben, und auf ihren Wildnissen Korn, Reis, Hanf, Flachs, Taback und Indigo in möglichster Menge für ihr Mutterland zu bauen. Noch unter Wilhelm III. zahlte man bey der Ausfuhr nordamerikanischer Producte aus England an Auswärtige den Zoll zurück, um den Absatz durch wohlfeilere Preise zu erleichtern; unter der Königin Anna wurden für viele zum Schiffsbau gehörige Materialien, wenn sie aus den Colonien kamen, ansehnliche Prämien bezahlt u. s. w.

Während die englischen Colonien in Nordamerika unter dieser neuen Verfassung aufs schönste aufblüheten,

gieng nach und nach das französische Nordamerika durch Friedensverträge an England über: Acadien (oder Neuschottland), die Hudsonsbay und Neufoundland (doch mit Vorbehalt eines Platzes zum Fisch-
1713 trocknen) durch den Utrechter Frieden 1713; Canada und Labrador durch den Frieden zu Fontainebleau
1762 und Paris (vom 3. November 1762 und 10. Febr.
1763 1763). Nach Jahren berechnet wurden die ungeheuern Küsten jenseits des atlantischen Meers vom 25 - 81 Grad nördlicher Breite in folgender Ordnung besetzt, und gieng ihr Besitz nach und nach an Britannien allein über:

1604 wird Acadien von den Franzosen besetzt, aber in kurzem wieder verlassen.

1606 wird von Jacob I. alles Land vom 34—45 Grad N. B. einer Gesellschaft verliehen.

1606 wird die erste dauernde Pflanzung in Virginien unter der Leitung des Capitain Smith angelegt.

1608 wird von der Plymouther Gesellschaft ein Fort an der Mündung des Sagadehok angelegt, aber in kurzem wieder verlassen.

1608 bauen die Franzosen in Canada Quebek.

1609 trennt sich die Londner Compagnie (die südvirginische) von der Plymouther (der nordvirginischen).

1609 ernennt die südvirginische Compagnie den Lord Delaware zu ihrem Statthalter, und bestellt neben ihm drey Unterstatthalter. Sie werden durch einen Sturm auf die Bermudasinseln geworfen, die von einem derselben den Namen der Sommersinseln bekommen.

1609 wird Acadien (Neuschottland) von den Franzosen besetzt, nach einem von Heinrich IV. ausgegebenen Patent

Patent auf alle Länder der Wilden vom 40 — 46 Grad N. Breite.

1609 verkauft der Capitain Hudson seine 1608 gemachten Entdeckungen am Hudsonsflusse an die Holländer.

1610 fand Hudson die Hudsonsbay und 1611 seinen Tod.

1614 errichten die Holländer Neubelgien.

1618 vertreibt der Statthalter von Virginien die Franzosen aus Acadien und die Holländer aus Neubelgien.

1620 baut die Plymouther Compagnie Neuplymouth in Nordvirginien an.

1621 wird von den Generalstaaten das Land von Neufoundland bis zur Südsee der westindischen Compagnie verliehen.

1628 werden Barbados und St. Christoph angebaut.

1628 fertigt Carl I. das Massachusettsbay-Patent aus, und von

1628—1640 sind alle Colonien in Neuengland gegründet.

1628 Newis angebaut.

1629 geht die Seeräuberey der Flibustier und Bucanier an.

1632 werden Montferrat und Berbuda angebaut; desgleichen

1632 Maryland.

1632 tritt Carl I. ganz Acadien den Franzosen ab.

1634 verstattet Carl I. den Franzosen Antheil an der Fischerey von Neufoundland.

1641 ff. kehren viele Neuengländer in ihr Mutterland zurück.

1642 werden die Neuengländer von den Holländern aus Neubelgien vertrieben.

1643 vereinigen sich die Colonien in Neuengland in ei-

nen Bund mit Ausschluß des ketzerischen Rhodeisland.

1651 werden die engl. Colonien durch die Navigationsacte eingeschränkt.

1654 werden die Holländer von den Schweden aus Neubelgien vertrieben.

1655 nimmt Cromwell den Spaniern Jamaika ab.

1655 werden die Schweden von den Holländern aus Neubelgien vertrieben.

1663 wird Rhodeisland durch Freyheiten fast ganz von der englischen Krone unabhängig.

1664 läßt Jacob, Herzog von York, Neubelgien (Neuyork und Neujersey) erobern.

1664 wird Carolina, nach dem 1663 ausgestellten Freyheitsbrief, angebaut.

1664 erhält Lord Franz Willughby einen Freyheitsbrief auf die Insel Antigua.

1664 wird Connecticut durch außerordentliche Freyheiten von der englischen Krone fast unabhängig.

1680 entsteht die Colonie Pennsylvanien.

1702 kommt Neujersey durch freywillige Abgabe des Patents an die englische Krone.

1713 erhält England nach dem Utrechter Frieden durch die Abtretung von St. Christoph, Neufoundland, der Hudsonsbay und Neuschottland erweiterte Schifffahrt nach Nordamerika, und die alleinige Fischerey (ohne Concurrenz von Frankreich) an den vortheilhaftesten nordamerikanischen Plätzen.

1719 wird die Colonie auf den Bahamainseln erneuert.

1720 wird Carolina eine königliche Provinz.

1733 wird Georgien angelegt.

1763 erhält England nach dem ersten Pariser Frieden

Acadien

Acadien (oder Neuschottland), ganz Canada bis an den Missisippi, Cap=Breton, und die Fischerey hier und an dem Lorenzfluß.

1740 bis 1748

Zu den beyden Colonienkriegen 1740 – 1748 und 1754 – 1763, welche die Franzosen aus ganz Nordamerika verdrängten, hatte schon das brittische Amerika mitgewirkt. In dem ersten hatte es sich allein, ohne Hülfe seines Mutterlandes, gegen die Angriffe der Franzosen von Canada her, vertheidigt, und sich selbst der Festung Louisburg auf Cap Breton bemächtigt, wodurch die ganze französische Fischerey an der Lorenzbay meist vernichtet worden wäre, wenn nicht Frankreich Louisburg im Aachner Frieden zurückerhalten hätte. Im zweyten Colonienkrieg trugen die brittischen Nordamerikaner wenigstens einiges bey, die Franzosen in ihrer Nachbarschaft so zu demüthigen, daß die Britten durch den ersten Pariser Frieden 1763 alleinige Herren von Nordamerika wurden.

1754 bis 1763

1763

Aber mehrere einsichtsvolle Staatsmänner ahneten gleich Anfangs aus der Entfernung der Franzosen von dem festen Lande in Nordamerika eine nahe bevorstehende Aenderung in der Verfassung der englischen Colonien daselbst, entweder ihre völlige Unterjochung von dem Mutterlande, oder ihre Unabhängigkeit von demselben. Das erste Decennium (von 1763 – 1773) floß in lauter Vorboten zur Erfüllung dieser Ahnung hin; das zweyte (von 1773 – 1783) gab den Ausschlag für die Unabhängigkeit der 13 Provinzen, die sich ge-

1763 bis 1783

gen

gen den Kampf mit ihrem Mutterlande (im Junius
1778 1778) vereinigt hatten: 1) Neuhampshire, 2) Massachusettsbay, 3) Rhodeisland, 4) Connecticut, 5) Neuyork, 6) Neujersey, 7) Pennsylvanien, 8) Delaware,
1780 9) Maryland (erst dem Bunde am 1. März 1780 beygetreten), 10) Virginien, 11) Nordcarolina, 12) Südcarolina und 13) Georgien. Seit dem Frieden vom
1783 3. Sept. 1783 gab es eine Republik vereinigter Staaten in Nordamerika.

Die Geschichte des Kampfs s. oben in der Geschichte der neuen Welt. B. 2. S. 301 – 324.

Noch war sie aber höchst unvollkommen organisirt. Seit dem Bündniß zur Erkämpfung ihrer Unabhängigkeit war die vordem ungetheilte Souveränetät an jeden einzelnen Staat des Bundes zurückgefallen, und der Mittelpunct der Union, der Congreß, war nichts als ein diplomatischer Körper für die auswärtigen Angelegenheiten, der auf das Innere der einzelnen Staaten wenig zu wirken vermochte. Blieb diese Einrichtung, so bildete die Republik einen unförmlichen Staatskörper ohne festen innern Zusammenhang, wovon die nachtheiligen Folgen nicht lange ausbleiben konnten. Das Bedürfniß des öffentlichen Credits machte das Fehlerhafte in diesem unhaltbaren System zuerst recht fühlbar, und beschleunigte seine Umände-
1787 rung in ein festeres Unionssystem am 17. Sept. 1787.

In dem neuen Unionsvertrag entsagten die einzelnen Staaten ihrer Souveränetät in allen Fällen,

welche

welche die äußern Verhältnisse betreffen, und in einigen der wichtigsten Angelegenheiten der innern Regierung, welche die ganze Kraft aller einzelnen Staaten in sich concentrirt.

Unter der unmittelbaren Verwaltung der Unionsregierung steht der ungeheure Landstrich des westlichen Gebiets (the western territory), welcher noch nicht angebaut ist und noch nicht in den (Anfangs 13, jetzt 23) organisirten Staaten liegt; aus ihm erhebt sie einzelne Theile desselben, deren Volkszahl dem kleinsten der vereinigten Staaten gleich geworden, oder zu 60,000 Köpfen angewachsen ist, zu einem eigenen Staat, und nimmt ihn in die Union auf. Sie wacht über die Erhaltung der republikanischen Verfassung; sie allein hat das Beschatzungsrecht, die Oberaufsicht über Zölle und Abgaben von der Aus= und Einfuhr, über Gewicht, Münze und Papiergeld; sie allein hat das Recht der Handelseinrichtungen und der Unterhandlungen mit andern Staaten, das Recht Kriege zu erklären, die Staaten zu den Waffen zu rufen, und Frieden zu schließen; sie hat oberrichterliche Gewalt, nicht nur bey Streitigkeiten einzelner Staaten, sondern auch der Bürger verschiedener Staaten unter einander, bey allen Admiralitäts= und Seehändeln und bey Vergehungen gegen die vereinigten Staaten. Sie ist daher zusammengesetzt aus einer dreyfachen Gewalt: einem gesetzgebenden Congresse (bestehend aus einer Zahl Repräsentanten von 30 Jahren und darüber, in jedem

jedem Staat nach Verhältniß seiner Volkszahl von Freyhaltern gewählt), einem ausübenden Präsidenten (der zugleich erster Admiral und oberster Feldherr im Kriege ist), und einer von beyden Gewalten angeordneten richterlichen Gewalt (einem Obergericht und so vielen Untergerichten, als der Congreß von Zeit zu Zeit anordnen will).

Daneben hat jeder Staat seine eigene Constitution, denen zwar überall die Grundsätze der Unionsverfassung zur Unterlage dienen; die aber nach Lage und andern Umständen in Nebendingen von einander wieder abweichen.

Die ursprüngliche Zahl von 13 Staaten ist durch die Aufnahme einzelner Districte in die Union, nachdem sie die nöthige Volkszahl erhalten hatten, bis auf 23 gestiegen. Zu den 13 ursprünglichen,

a) an der Küste gelegenen,

1) Neuhampshire,
2) Massachusetts,
3) Rhodeisland,
4) Connecticut,
5) Neuyork,
6) Neujersey,
7) Pennsylvanien,
8) Delaware,
9) Maryland,
10) Virginien,
11) Nordcarolina,

12) Südcarolina, und
13) Georgien, kamen hinzu

b) im Innern von N. u. S. diesseits des Missisippi:

14) Vermont,
15) Ohio,
16) Michigan,
17) Indiana,
18) Illinois,
19) Kentucky,
20) Tenesee,

c) im Innern jenseits des Missisippi:

21) Neu=Orleans.
22) Staatsgebiet Luisiana.
23) Der District Columbia zwischen Maryland und Virginien, als besonderes Gebiet der Hauptstadt des Ganzen.

Gegen das Ende des französischen Revolutionskriegs ließen sich die vereinigten Staaten durch Napoleon zu einer Kriegserklärung gegen England am 18. Junius 1812 verleiten; der Ausgang des Kampfs 1812 steht noch zu erwarten.

III. Europäisches Amerika.

Das übrige civilisirte Amerika wird von Europäern: von Spaniern, Portugiesen, Britten, Franzosen, Holländern, Dänen und Schweden besessen und beherrscht.

1. Spanisches Amerika.

Spanien erwarb sich amerikanische Besitzungen in Westindien, in Süd= und Nordamerika, meist durch bloße Glücksritter, die nichts als Hab= und Herrschsucht zu ihren gefahrvollen Unternehmungen in der neuen Welt angetrieben hat. Sie wollten nun bey ihrem glücklichen Ausgang den Lohn für die ausgestandenen Gefahren in ihrer ganzen Fülle erndten, und erlaubten sich dabey Gräuelthaten, vor denen die Menschheit in der Erinnerung schaudert. Unter solchen Verbrechen nahmen sie Besitz:

I. In Westindien: 1. von St. Domingo (Hispaniola, von den Ureinwohnern Hayti genannt). Die
1492 Insel ward von Colon 1492 entdeckt, und auf seiner dritten

dritten Reise 1498 mit einer Colonie besetzt, die aus 1498
einem wahren Mord= und Raubgesindel bestand, das
durch die Sklaverey, in welche es die Indianer war=
fen, und durch die schrecklichsten Verbrechen aller
Art, denen selbst der Admiral nicht Einhalt thun
konnte, die Million Einwohner, welche die Insel bey
der Landung der Spanier gezählt haben soll, schon
im Jahr 1517 bis auf 14,000 herabgebracht hatte, 1517
und diese nach der Zeit so völlig aufgerieben hat,
daß die Insel jetzt bloß von Negern und farbigen
Menschen bewohnt wird. Da es bey der großen
Entvölkerung, die schon 1517 sichtbar war, an Skla=
venhänden zum Bergbau fehlte, so schritt man zuerst
zu St. Domingo zu dem neuen Verbrechen gegen
die Menschheit, Neger aus Afrika in die Bergwerke
wie Lastthiere zu schleppen. Durch sie blühete zwar
der östliche Theil der Insel, den allein die Spanier
besaßen, herrlich auf, und die Blüthe der Handlung
mit den daselbst gewonnenen Produkten, mit Färbe=
holz, Häuten, Zucker, Tabak, Cacao und Baumwolle
dauerte bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhun=
derts; von da an aber sank sie bis in die Mitte
des achtzehnten Jahrhunders so tief, daß die Gesell=
schaft zu Barcelona, welche damals den Handel
nach St. Domingo ausschließend führte, im Jahr
1757 nur zwey kleine Schiffe dahin sendete. Nach 1757
der Zeit verwüstete die Insel gar noch der Frey=
heitstaumel, mit dem französische Freyheitsprediger
im Jahr 1794 die dasigen Schwarzen berauschten; 1794

und es konnte Spanien kein großer Verlust scheinen, als ihm sein Antheil an St. Domingo beym Frie-
1795 den 1795 von der französischen Republik abgefordert wurde, der aber die Negerrevolution keine ruhige Besitznehmung gestattete. Und diese Unruhen haben
1804 bis jetzt nicht aufgehört. Im Jahr 1804 rief sich der Negergeneral Dessalines zum Kayser von Hayti
1806 aus, und ward 1806 erschlagen. Nach seiner Ermordung stritten sich die Neger Christoph und Petion um den Besitz der Insel, bis ersterer weichen mußte. So ist sie ein Negerstaat geworden, von dessen neuestem Zustand die Nachrichten widersprechend lauten.

1492 2. Cuba, eine der Antillen, ward schon 1492
1511 von Colon entdeckt, aber erst seit 1511, nachdem man den letzten dasigen Caziken den Feuertod hatte sterben lassen, eine Besitzung der Spanier von unendlichem Werth, nicht nur wegen ihrer Producte, ihres herrlichen Schiffbauholzes, ihres Tabaks, Zuckers u. s. w., sondern hauptsächlich als Niederlage ihrer amerikanischen Schifffahrt und Handlung und als Bollwerk des spanischen Amerika's. Als die
1755 bis Britten in dem siebenjährigen Seekrieg (von 1755–
1762 1762) Havannah auf Cuba erobert hatten, waren sie zum Besitz unermeßlich aufgehäufter Reichthümer, und des Wegs zu den Schätzen des spanischen Amerika's gelangt. Doch nutzten sie ihn nicht, sondern gaben die Insel beym Frieden zurück.

3.

3. **Portorico**, schon 1493 von Colon entdeckt
und untersucht, aber erst von Juan Ponce de Leon 1505
1505 und 1509 unter spanische Sklaverey gebracht. und
Die Insel wurde Spanien wichtig durch ihre Pro- 1509
ducte, ihren Tabak, Kaffe, Reis u. s. w. und ihren
trefflichen Hafen, St. Juan de Portorico, in dem
die spanischen Flotten auf ihrer Reise nach Amerika
Wasser und Erfrischungen einnehmen.

4. **St. Margaritha** (die Perleninsel) oder Cu-
bagua, eine der Caraiben, wurde von Colon 1498 1498
entdeckt, seit 1509 der Perlenfischerey wegen von den 1509
Spaniern besetzt und so lange benutzt, bis ihre
Bänke erschöpft waren: nach der Zeit verlassen;
aber seit 1783 wieder mit der Hoffnung neuer Aus- 1783
beute besucht.

5. **Die Insel St. Trinidad**, die schon von Co-
lon auf seiner zweyten Reise entdeckt worden, diente
den Spaniern, so lange es sie besaß, durch ihre treffli-
chen Producte, ihr Bauholz, ihr flüssiges Theer, und
ihren guten Hafen, in dem eine Flotte zu jeder
Jahrszeit sicher liegen kann. Seit 1801 ist sie an 1801
England im Frieden abgetreten worden; und ihrem
neuen Besitzer ist sie außerdem noch wegen ihrer
Nachbarschaft an der spanisch-amerikanischen Küste
zum Angriff der spanischen Colonien beym Ausbruch
eines Kriegs von hohem Werth.

6. **Kurazao** (Kurassao), ein bloßer Felsen,
zum Schleichhandel mit dem spanischen Amerika und

den westindischen Inseln trefflich gelegen, wurde von den Spaniern bloß aus politischen Gründen, zur
1527 Deckung ihrer amerikanischen Besitzungen, 1527 be-
1634 setzt; aber ihnen auch desto begieriger 1634 von den Holländern zum Schleichhandel abgenommen. Zu die-
1673 sem Zweck suchten ihn auch die Franzosen 1673-
1678 1678 den Holländern zu entreißen, die aber bis jetzt nicht davon haben vertrieben werden können.

II. Südamerika. Darien (oder die Landenge
1508 Panama, am frühesten, schon 1508) von den Spaniern besetzt, ward in Südamerika der Mittelpunkt, von welchem die spanischen Unternehmungen in dieser Gegend ausgiengen.

1. Peru (das Reich der Inca) ward von Darien aus durch den Stattbalter Nugnez de Balbao entdeckt, und gleich darauf mit Gierde, seiner unermeßlichen Reichthümer wegen, von Gonzalez Pizarro angegriffen, und unter unmenschlichen Grausamkeiten erobert. Den Widerstand des Volks, das voll Verehrung gegen seinen König war, bestrafte er wie eine Rebellion gegen Gott, der die neue Welt durch seinen irdischen Stellvertreter in Rom seinem König zugetheilt habe; den König selbst ließ er, nach spanischer Weise, wie einen Ketzer sterben u. s. w. Carl V. schauderte selbst über die Freventhaten, die in seinem Namen begangen wurden, und schickte Blasco Nugnez Vela mit dem Titel eines Unterkönigs ab, um dem Unwesen zu steuern; aber bey dem

dem besten Willen vermochte er es nicht, und ward zuletzt (1545) im Kampf gegen dieses Ungeheuer 1545
sammt dem Heer, das er anführte, ein Opfer seines Amtseifers. Erst als Pedro de la Gasca gegen Pizarro auftrat, verließ den Bösewicht sein Anhang; er ward gefangen genommen, und Gasca ließ ihn auf dem Blutgerüste den hundertmal verdienten Tod sterben.

Gasca ordnete darauf das Reich musterhaft; doch hatte die Ruhe so lange noch keinen Bestand, bis Peru durch Tod, Hinrichtung und Landesverweisung von dem Mord- und Raubgesindel, das Pizarro mit sich in das Land gebracht hatte, befreyt war. Aber auch nach dieser Zeit wollte die Erbitterung über die erlittenen Mißhandlungen bey den Eingebohrnen nicht ersterben; sie zeigte sich mehrmalen hie und da in rebellischen Bewegungen. Noch 1742 1742
riefen die Indianer einen vorgeblichen Abkömmling der Inca zum König aus: doch wurde auch dieser Aufstand, wie die frühern, bey der Schwäche der Eingebohrnen und der Stärke der spanischen Regierung, ohne Schwierigkeit gedämpft.

Seit drey Jahrhunderten hat Spanien aus diesem himmlischen Lande unermeßliche Schätze an Gold, Silber und andern Metallen geerndtet: wie weit die Wiederherstellung der Bourbons auf dem spanischen Thron auch seine Herrschaft über das spanische Amerika wieder herstellen wird, muß die Zukunft lehren.

2. Weniger Ungemach hat die **Terra Firma** an den Flüssen Darien und Orinoko (oder Neucastilien) in seinen drey Haupttheilen, Darien (die Landenge Panama), die Terra Firma im engeren Sinn, und Guiana, bey der Besitznahme der Spanier gelitten.
1532 Carthagena und Martha wurden 1532 der spanischen
1536 Krone durch Pedro de Heredia unterworfen; 1536 Neugranada, und Guiana, das berühmte Eldorado, des-
1500 sen Gold aber bloß in der Sage vorhanden war, 1500 durch Diego de Ordas. — Nur Venezuela (Kleinvenedig) hatte das Unglück, von den Velsern in Augsburg, denen es Carl V., um es anzubauen, geschenkt hatte, mit einer Colonie von Landstreichern besetzt zu werden, die seine Schätze unter unmenschlichen Grausamkeiten mit den Waffen in der Hand ausplünderten. Ueberhaupt ist diese Gegend bis auf die neueste Zeit vernachlässigt worden; da hingegen Carracas und Cumana auf der langen Küste vom Nordmeer bis zum Oronokostrom durch den Cacaohandel gehoben ward, zu
1728 dessen Betreibung 1728 eine eigene Carracas-Compagnie zu St. Sebastian eingerichtet worden.

3. Quito, das anmuthigste Land in Amerika und das höchste der Welt durch die Cordilleras de
1728 los Andes, ist seit 1728 wegen seiner Gold- und Silberadern berühmt, die aber noch unbearbeitet, so wie manche seiner übrigen reichen Naturschätze ungebraucht, liegen.

4. Chili ward von Peru aus zuerst von Diego
1541 Almagro, und nach seinem Tod (1541) von Pedro de

Valdi-

Valdivia angegriffen, und nach und nach, bey dem Widerstand der kriegerischen Einwohner, freylich, gegen die Unermeßlichkeit des Landes, nur in einem kleinen Stück, nur längs der Küste etwa 20 Meilen in die Breite und 4–500 Meilen in die Länge, in Besitz genommen, ob es gleich reich an Gold-, Silber- und Kupferbergwerken ist.

5. **Paraguay**, 1516 entdeckt, und lange gegen jeden Besitz einer europäischen Colonie von den Wilden vertheidigt, bis endlich der Spanier Johann Ortiz de Zarata 1580 sich mit einer Anpflanzung in der Provinz Buenos-Ayres behauptete. In der Provinz Paraguay blühete von 1610–1768 der theokratische Staat der Jesuiten; und St. Sagramento war geraume Zeit ein Zankapfel zwischen Spanien und Portugal. 1516 1580 1610 bis 1768

6. **Patagonien** (oder Magelhanien), bisher von Spanien wenig benutzt, weil es kein Gold und Silber, sondern bloß Pferde, Baum- und Vigognewolle, Cochenille, Wachs und Honig liefert.

III. **Nordamerika** gab neue große Reiche zur Erweiterung der spanischen Herrschaft.

1. **Altmexiko** (oder Neuspanien), das Reich des Montezuma, ward 1519 von dem kühnen und listigen Fernando Cortez angegriffen; von Montezuma feig hingegeben an die Spanier, nachdem er durch Ueberraschung gefangen worden war; aber hartnäckig 1519

vertheidigt von Guatimozin, seinem Nachfolger, bis auch er in Gefangenschaft gerieth, worauf Hauptstadt und Provinzen ohne großen Widerstand an die Spanier übergiengen. Die Bergwerke dieses Landes allein trugen jährlich zwanzig Millionen Ausbeute, wovon etwas über die Hälfte nach Spanien gieng.

2. Neumexiko und Neunavarra, zwey unge-
1583 heuere Königreiche, schon seit 1583 entdeckt, warten immer noch auf Menschenhände, um ihre unermeßlichen Schätze, besonders von Gold, in Strömen nach Europa fließen zu lassen.

1536 3. Californien, obgleich schon 1536 entdeckt, ist nach seinen Reichthümern an Gold, Perlen, Schiff-
1767 bauholz u. s. w. doch erst seit 1767 bekannt. Es fehlt aber auch noch hier zur Hebung dieser Schätze an Menschenhänden.

1512 4. Florida, 1512 entdeckt, und bis 1763 Spa-
1763 bis nien, darauf von 1763-83 England zugehörig, das
1783 jährlich über 10,000 Pf. Sterling darauf verwenden mußte, die der Handel nur spärlich vergütete. Obgleich seine Producte wenig genützt werden, so ist das Land doch für Spanien von hohem Werth, weil es zur Vormauer der mexikanischen Schätze dient. Es machte daher seine Rückgabe im Jahr 1783 zur Friedensbedingung.

5. Louisiana, jetzt zu dem freyen civilisirten Amerika gehörig.

Diese

Diese reichen Länder, Königreiche und Kayserthümer wurden mehr oder weniger mit empörender Grausamkeit den Spaniern unterworfen, und nachher durch den Druck der Sklaverey in Gehorsam erhalten. Von diesen Grausamkeiten hat aber die spanische Regierung die Schuld nicht zu tragen, die von Anfang an die Amerikaner geschont und linde beherrscht wissen wollte; sie ruht vielmehr bloß auf den raubsüchtigen und verworfenen Abenteurern, welche häufig auf eigenen Antrieb, in der Absicht, sich zu bereichern, die Entdeckungen unternommen und die Eroberung der entdeckten Länder vollstreckt haben. Vielmehr ließ es die spanische Regierung nicht an Verordnungen, die noch jetzt ein schönes Denkmal ihrer Weisheit und Menschenliebe sind, zum Besten ihrer neuen Unterthanen fehlen; sie wiederholte und vermehrte sie, und schärfte nachdrücklich ihre genaue Befolgung ein; und als sie von den Freveln ihrer Beamten hörte, versuchte sie alle Mittel und brauchte sie oft ihre ganze Strenge, um die Amerikaner gegen die spanischen Räuber und Blutsäufer zu schützen; aber es ließ sich bey der weiten Entfernung und der Weitschichtigkeit der Länder kein Mittel, das kräftig, und keine Strenge, die stark genug gewesen wäre, finden, um dem Auswurf von Menschen in ihren Verbrechen Einhalt zu thun, die bloße Hab= und Herrschsucht zu ihren gefahrvollen Unternehmungen angetrieben hatte, und die nun auch die Früchte davon in ihrer ganzen Fülle erndten wollten. Sollte auch die Rechnung übertrieben seyn, daß sieben

Achtel der Amerikaner durch das Schwerdt der Spanier ausgerottet worden wären, so ist doch in jedem Fall das spanische Amerika durch die Ungeheuer, die es eroberten, schrecklich entvölkert worden, und, etwa Peru und Mexiko ausgenommen, hat sich der große Menschenverlust sogar nach dem Verfluß von 300 Jahren noch nicht wieder ersetzt, ob man gleich hätte vermuthen mögen, daß die Länge der Zeit, und so viele der Vermehrung günstige Umstände, wie Erleichterung der Ehen durch den Ueberfluß an Lebensmitteln, die Abschaffung der Menschenopfer und des Menschenfressens durch das Christenthum, das Aufhören aller innern Kriege, die anderwärts so viele Menschen kosten, und die Verpflanzung so vieler Europäer und Afrikaner nach Amerika, die großen Lücken in der Bevölkerung wieder würden angefüllt haben. Aber die Leibeigenschaft, in welche die barbarischen Eroberer die Eingebohrnen warfen, und der Personaldienst, zu dem sie von ihnen verpflichtet wurden, und, wo auch diese Knechtschaft aufgehoben ward, der dennoch fortdauernde harte Druck hat auch in Amerika, wie anderwärts, seine nachtheiligen Folgen auf die Bevölkerung nicht verleugnet; Pocken, Rum und Branntewein haben von Zeit zu Zeit den Nachwuchs wieder fürchterlich vermindert; und die falsche Handels- und Colonisationspolitik der Spanier hat den Einfluß, welchen der Ueberfluß von Lebensmitteln auf die Beförderung der Ehen hätte haben können, bis auf die

neuesten

neuesten Zeiten herab unterdrückt. Dem Grundsatz zu Folge, daß die Colonien dem Mutterlande den Vertrieb ihrer Producte, und die Zufuhr ihrer europäischen Bedürfnisse überlassen müßten, wurden die Amerikaner durch die Spanier von allem Kunstfleiß entwöhnt, und ihnen, in der ihnen entzogenen Verarbeitung der reichen Producte ihres Landes, die reichste Quelle der Nahrung unzähliger Familien verstopft, und auch da, wo schon vor der Ankunft der Spanier Gewerbfleiß geherrscht hatte, verfiel derselbe sammt der Cultur der dort so schönen und reichen Natur durch die unweisen Maaßregeln der Regierung. Um dem spanischen Oel und Wein die Einfuhr zu eröffnen, ward den Amerikanern ihr bisheriger Oel- und Weinbau verboten (ein Verbot, das erst in den neuern Zeiten in Peru wieder aufgehoben worden), und um dem Mutterlande den Alleinhandel zu erhalten, wurden selbst manche Naturgaben des Landes, weder der wildwachsende Zimmet von Quito, noch der Pfeffer zu Portorico, noch Lein und Hanf in Chili, gehörig genützt, und lieber den Ausländern (wie in den genannten Fällen den Holländern) die Einfuhr dieser Artikel nach Spanien erlaubt.

Der französische Revolutionskrieg hat das spanische Amerika seit Jahren von seinem Mutterlande getrennt: wie viel davon in die alte Verbindung zurückkehren werde, kann erst die Zukunft lehren.

2.

2. Portugiesisches Amerika.

Brasilien, die einzige amerikanische Besitzung der Por-
tugiesen, ward von Pedro Alvarez Cabral im Jahr
1500 1500 zufällig entdeckt. Um auf dem Weg nach In-
dien die Windstillen der afrikanischen Küste zu ver-
meiden, segelte er weit in die offene See, und er-
blickte endlich ein ihm unbekanntes Land, dessen
Küste er wegen eines Sturms suchen mußte. Er
nannte es zwar Santa Cruz (das heilige Kreuz);
aber die nächste Zeit vertauschte schon den Namen
mit Brasilien, von dem Färbeholz, das man da-
selbst in großer Menge fand, und von der Farbe
einer glühenden Kohle (Brasa im Portugiesischen)
Brasilholz genannt wurde.

Das herrliche Land kannte man nach seiner
Wichtigkeit fast zwey Jahrhunderte nicht, da auf
ihm nichts als Brasilienholz und Papagayen in die
Augen fielen. Man bestimmte es daher zum Ver-
bannungsort der Verbrecher und Juden, um sie dort
zum Zuckerbau anzuhalten, wozu man das Zucker-
rohr aus Madera kommen ließ. Doch stieg durch
diesen Zweig der Industrie der Werth des Landes
so schnell, daß der portugiesische Hof seinen Adel
1525 1525 ermunterte, Strecken desselben zu erobern, und
das Eroberte als sein Eigenthum zum Zuckerbau zu
verpachten. Jedem Eigenthümer eines solchen Strichs
wurde

wurde die volle Souveränetät über die Eingebohrnen ertheilt; nur behielt sich die Krone, außer dem Münzrecht und dem Recht über Leben und Tod, den Zehnten der gewonnenen Producte vor.

Mit seinem Mutterlande, Portugal, fiel Brasilien an Spanien, und gieng nun eine Zeitlang aus einer Hand in die andere. Im Jahr 1624 nahmen 1624
es die Niederländer, die damals gegen Spanien ihre Freyheit durchkämpften; im Jahr 1626 eroberte es 1626
eine portugiesische Flotte wieder zurück; im Jahr 1630 nahmen es die Holländer aufs neue und setz- 1630
ten sich nach und nach in den Besitz des ganzen angebauten innern Landes und aller Küsten von St. Salvator bis zum Amazonenfluß.

Nachdem nun Portugal (1640) das spanische 1640
Joch wieder abgeworfen, und sich mit den Feinden von Spanien, mit England, Frankreich und Holland, vereinigt, mit letzterem sogar (1641) ein Offensiv- 1641
bündniß in Europa, und einen Waffenstillstand auf zehn Jahre in Ost- und Westindien abgeschlossen hatte, hielt sich die niederländische Republik in dem Besitz von Brasilien ganz sicher, und ließ alle Anstalten zur Behauptung des Landes verfallen. Der elende Kriegszustand, der in kurzem sichtbar war, flößte einem Privatmann, den der Handel reich gemacht hatte, dem Portugiesen Johann Fernandez de Viera, den Muth ein, ohne Vorwissen und Schutz der portugiesischen Regierung, mit einer auf eigene Rech-

nung

nung geworbenen Armee, die Holländer aus dem
1645 Besitz von Brasilien zu vertreiben, welches ihm auch
bis
1654 von 1645-1654 gelang. Im Frieden, den Portugal
1661 mit Holland unter Englands Vermittelung 1661
schloß, behielt es Brasilien gegen die Erlegung von acht Millionen an Gold oder Waaren.

Der Anbau Brasiliens dehnte sich seitdem an der Küste immer weiter aus, und nicht nur dadurch, sondern auch durch zwey nach der Zeit erst entdeckte Naturproducte ward es für Portugal eine Besitzung
1698 von der höchsten Wichtigkeit. Im Jahr 1698 wurden in der Provinz Minas Geraes große Schätze von Gold entdeckt, die, sogleich an Ort und Stelle ausgemünzt, jährlich 25,312,500 Livres liefern, wovon 7,103,000
1728 Livres in den königlichen Schatz fließen; im Jahr 1728 wurde in demselben Sande, aus dem das Gold ausgelesen wird, ein bis dahin verborgen gebliebener Schatz von Diamanten gefunden, welcher jährlich der Schatzkammer 240,000 Piaster einbringt.

In dem von den Portugiesen nicht angebauten Theil von Brasilien leben lauter wilde Indianer in einem wahren Naturzustande, ohne Ackerbau, ohne Industrie, ohne alle Sorge für die Zukunft. Bogen und Pfeile, ihr einziger Reichthum, helfen ihren Bedürfnissen ab.

3.

3. Brittisches Amerika.

So groß ehedem die Zahl der brittischen Unterthanen in Nordamerika war, so klein ist sie gegenwärtig nach dem gelungenen Freyheitskampf der Nordamerikaner und der Stiftung des Staats der vereinigten Republiken. Jetzt nützt Britannien bloß schwache Anpflanzungen zu der ausgebreitetsten Schifffahrt und der einträglichsten Handlung, und durch den Abfall jener Provinzen hat es nur an Ehre, nichts aber von wesentlichen Vortheilen verloren.

I. Auf dem festen Lande besitzt Britannien noch

1. Anlagen an der Hudsonsbay, einzelne gegen die Wilden befestigte Factoreyen an dem Ausfluß der größten Flüsse, mit etwa 120 Einwohnern, zu denen die Eingebohrnen aus dem Innersten Canada und die nördlichen Esquimaux alle Frühlinge Biberfelle und ihr kostbares Pelzwerk, Fischbein, Thran und Wallroßzähne bringen, um diese Waaren gegen Pulver, Zucker, Tabak, Aexte, Messer, Fischangeln und andere gemeine englische Fabrikarbeiten umzutauschen.

2. Die große Halbinsel Labrador, von wenigen Esquimaux bewohnt, besitzen die Engländer seit dem
ersten Pariser Frieden (1763) als eine Pertinenz von 1763
Canada, und besuchen ihre Küsten wegen des Robbenfangs.

3.

3. Die Insel Neufoundland (oder Terreneuve)
1497 hatte schon Johann Cabot (1497) im Namen Heinrich's
VII. in Besitz genommen, ohne daß England früher
darauf geachtet hätte, als da es merkte, daß sie von
Spaniern, Portugiesen und Franzosen des Stockfisch-
fangs, des Robben- und Wallfischschlags wegen fleißig
besucht würde. Nun erst fieng England an, seine
Oberherrschaft in diesen Gewässern zu behaupten: die
1583 Königin Elisabeth ließ die Insel (1583) förmlich in
1609 Besitz nehmen; Jacob I. privilegirte (1609) eine Ge-
sellschaft zur Anlegung von Anpflanzungen, die auch
1615 bis Bangham, Baltimore und Kirk zwischen 1615-1654
1654 versuchten; worauf die Engländer eine Nation nach
der andern aus diesen Gewässern zu verdrängen such-
ten. Die Portugiesen gaben die Schifffahrt dahin
noch unter der spanischen Herrschaft auf; Spanien
1713 mußte ihr (1713) im Utrechter Frieden entsagen;
Frankreich mußte sein Plaisançe, das es zur Betrei-
bung der Fischerey auf der südlichen Küste von Terre-
neuve angelegt hatte, aufgeben und sich auf bloße Fi-
scherey einschränken, für die ihm nur einige Plätze an
der Küste auf die Fangzeit eingeräumt wurden. Da
es sich nun, um sich Plaisançe zu ersetzen, Cap Bre-
ton zu diesem Zweck befestigte, so wurde es von Eng-
1763 land im ersten Pariser Frieden (1763) gezwungen, den
Besitz von Canada und Cap Breton, und die Fische-
rey am Lorenzfluß bey Neufoundland aufzugeben und
letztere bloß bey den an der südwestlichen Küste von
Terreneuve gelegenen Inseln, St. Pierre und Mique-
lon,

lon, zu treiben. Diese Einschränkung dauerte aber nur bis zum zweyten Pariser Frieden (1783), wel- 1783
cher die französische Fischerey an Terre neuve und in dem Meerbusen des Lorenzflusses neben der bey St. Pierre und Miquelon wieder herstellte.

Zwar zählt die brittische Anpflanzung an der Küste (denn in das Innere der Insel ist noch kein Europäer gedrungen) nur etwa 5000 Seelen; doch ist sie England von unschätzbarem Werth als Pflanzschule seiner Matrosen bey der Betreibung der Fischerey.

4. **Neuschottland** ward als Acadien von den Franzosen in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts angelegt; der Utrechter Friede (1713) brachte 1713
es als Neuschottland (weil es schon früher durch Schotten hatte besetzt werden sollen) an England, das seitdem, besonders seit dem Aachner Frieden (1748) keine Mühe und Kosten scheute, die Colonie 1748
in die Höhe zu bringen, wobey sie nach und nach die (oben beschriebene) Verfassung der übrigen königlichen Provinzen bekam. Während des amerikanischen Freyheitskriegs, an dem sie nie Theil nahm, hob sich die Ausfuhr ihrer Producte, ihres Pelzwerks, ihrer Stockfische u. s. w. Nach demselben ersetzte sie durch ihr vortreffliches Schiffsholz, ihre Masten und andere Holzwaaren die den Engländern seitdem abgegangenen nordamerikanischen Waldungen, was für sie von unendlichem Werth ist.

5. **Canada**, von Frankreich früh besetzt, ist
1763 seit dem ersten Pariser Frieden 1763 eine brittische Besitzung. Da seine Colonisten französische Katholiken waren, so erlaubte die Testacte nicht, ihm die völlige Verfassung einer königlichen Provinz zu geben. Das große Land wird daher nach der Quebecacte durch einen vom König bestellten Statthalter, und seinen Rath (folglich durch ein Oberhaus ohne Unterhaus)
1775 regiert. Bey der Zählung im Jahr 1775 hatte es schon 153,000 Einwohner, unter denen nur 3000 Engländer, die übrigen Franzosen waren: eine unbedeutende Kleinigkeit in dem unermeßlichen Lande. Noch fehlt es den Canadiern an Manufakturen; ihr ehedem gewöhnlicher Handel mit Holz, Vieh, Getreide, Pelzwerk, Thran, Fischbein und Robbenfellen, hat zwar unter brittischer Ermunterung zugenommen; noch reichen aber die Summen, die durch Abgaben aufgebracht werden, zur Unterhaltung des Civil- und Militäretats nicht hin, und das englische Parlament muß dafür noch jährlich bedeutende Summen aussetzen.

6. **Nootkasund**, oder die nordwestliche Küste
1786 von Amerika, lernte erst Cook auf seiner letzten Reise
und näher kennen. Sogleich (1786 und 1787) eröffneten
1787 die Britten des herrlichen Pelzwerks wegen einen Handel dahin und legten eine Factorey an dem Sund an. Die Spanier widersetzten sich, weil sie die Küste früher besucht hätten. Darüber drohete ein Krieg, der aber
1790 durch einen Vergleich (vom 8. Octob. 1790) abgewendet

det wurde, nach welchem die Gegend von beyden Theilen benutzt werden kann.

II. Westindien. Das englische Westindien entstand durch brittische Freybeuter, welche in der Periode der religiösen und politischen Schwärmereyen, besonders zahlreich unter Carl I., ihr Vaterland verlassen hatten, und die während der Kriege, welche England mit Spanien führte, in kleinen Schwärmen von 50, 100, 150 Abentheuerern auf kleinen leichten Fahrzeugen, den spanischen Kauffahrern, wenn sie, von der Hauptflotte durch einen Zufall getrennt, einzeln segelten, auflauerten und sie angriffen, und durch ihren abentheuerlichen Muth, auch wenn sie noch so groß und noch so stark bemannt waren, als ihre Beute in irgend einen nordamerikanischen Hafen schleppten. Selbst im Frieden fehlte es ihnen nicht an Vorwänden zum Kaperkrieg in Westindien, weil sich die Spanier die Alleinherrschaft jenseits des Wendekreises zueigneten, und ihre Seeabentheuer in jenen Gewässern nicht dulden wollten. Nach ihrer Weise schwärmten auch Franzosen daselbst in gleichen Absichten umher, und ohne von einander etwas zu wissen, landeten im Jahr
1625 an Einem Tage die französischen und englischen 1625
Freybeuter auf der Insel St. Christoph an ganz verschiedenen, einander entgegengesetzten Plätzen; die englischen unter Warner, die französischen unter d'Anambuc: beyde in der Absicht, sich in diesen Gewässern einen festen Sitz zu erwerben, weil ohne ei-

nen sichern Hafen ihren Unternehmungen gegen die Spanier zu große Schwierigkeiten entgegenstanden. Sie entdeckten einander bald, und theilten die Insel im Frieden: jede Nation behielt den von ihr in Besitz genommenen Hafen mit der Einwilligung der andern, weil sie sich bey gleichen Zwecken wie Zwillings-
1630 brüder ansahen. Im Jahr 1630 erhielt der spanische Admiral, Don Friedrich von Toledo, Befehl, auf seinem Zug gegen die Holländer in Brasilien, auch die französischen und englischen Freybeuter von St. Christoph zu vertreiben: er besiegte sie auch, aber zerstreute sie nur, und gieng darauf seiner weitern Bestimmung nach, ohne sie völlig zu vernichten. Die Zerstreuten suchten sich neue Wohnsitze; ein Theil derselben (meist Engländer) ließ sich auf der Schildkröteninsel nieder, und erhielt von den leichten Schiffen (Fliebot bey den Franzosen, Vlieboot bey den Holländern), auf denen er seine Seeabentheuer fortsetzte, den Namen der Flibustier; ein anderer (meist Franzosen) setzte sich auf der nördlichen Küste von St. Domingo, welche die Spanier verlassen hatten: sie lebten Anfangs von der Jagd wilder Ochsen, deren Fleisch sie bucanirten (oder im Rauch trockneten, von dem indischen boucaner), wovon sie den Namen der Bucanier bekamen, unter dem sie bald darauf aufs neue als kühne Freybeuter auf dem Meere erschienen. Andere kehrten, nachdem der Sturm vorüber war, wieder auf St. Christoph zurück, und setzten aus ihren dasigen Häfen nicht bloß den Kaperkrieg gegen die Spanier

Spanier fort, sondern griffen auch die Caraiben gemeinschaftlich an, und eroberten eine nach der andern.

Doch nahm sich Anfangs kein Theil der eroberten caraibischen Inseln mit Ernst an, und daher kam auch kein rechter Seegen in die dasigen Colonien, weil kein Theil wußte, was zuletzt von den gemeinschaftlichen Eroberungen ihm werden würde. Frankreich und England schlossen daher im Jahr 1660 über die zum Theil unterjochten, zum Theil 1660 noch bekriegten Caraiben einen Theilungstractat, damit jede Nation wisse, welche Inseln sie als ihr künftiges Eigenthum betrachten dürfe, von dem sie auch in Zukunft die Früchte einer sorgfältigen Pflege hoffen könne; daneben traten sie in ein Defensiv- und Offensivbündniß, die Caraiben zu zwingen, sich den Theilungstractat gefallen zu lassen. Frankreich erhielt Guadeloupe, Martinique, Grenada und einige andere kleine Inseln; England hingegen Barbados, Nieves, Antigoa, Montserrat und einige andere kleine Inseln; St. Christoph blieb ihnen gemeinschaftlich. Nun wurden die Caraiben auf Dominica, St. Lucia, und St. Vincent zusammengedrängt, wohin sie sich, etwa 6000 Köpfe stark, aus der Zerstreuung sammelten. Vergeblich bemühten sich die Franzosen und Engländer im siebenzehnten und im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, auf diesen drey Inseln Besitzungen anzulegen, weil sie keine Nation der andern gönnte; sie blieben daher am längsten das Eigenthum ihrer ursprüng-

ursprünglichen Besitzer, der Caraiben. Endlich wagte
1719 der Marquis d'Etrées (1719), die beyden Inseln St. Lucia und St. Vincent mit Colonisten zu besetzen. Auch dieseemal widersetzte sich England, weil es sie schon im Jahr 1663 von den Caraiben gekauft habe,
1722 und verlieh dieselben 1722 dem Herzog von Montagu. Aber seine Colonie konnte weder die Franzosen von St. Lucia vertreiben, noch die Caraiben von St. Vincent bewegen, sich unter brittische Oberherrschaft zu begeben. Endlich erklärten beyde Mächte beyden Inseln ihre Neutralität, welche auch im Aachner Frieden feyerlich bestätigt ward. Dennoch wuchs die Zahl der Franzosen auf ihnen mit jedem Jahr, weshalb man eine Theilung der drey Caraibeninseln für die beste Auskunft hielt: England erhielt St. Vincent und Dominica, und Frankreich St. Lucia.

Noch während der Periode der Flibustischen Abentheuerer wurde das von den Spaniern schon im
1509 Jahr 1509 besetzte Jamaica, das aber ihre Besitzer nach und nach in einen vertheidigungslosen Zustand
1655 hatten gerathen lassen, mitten im Frieden (1655) von Cromwel genommen.

Gleich darauf hatte das Flibustische Zeitalter ein Ende, nachdem etwa ein Menschenalter hindurch eine Gesellschaft von Seeabentheuerern ohne System, ohne Gesetze, ohne Subordination, ohne Mittel, allein durch ihren Muth und ihre kühnen und außerordent-

lichen

lichen Thaten in einem andern Welttheil ganz Europa in Erstaunen gesetzt hatte. Bloß durch günstige Zeitumstände, die Sorglosigkeit, der sich die Regierungen in Europa in Ansehung ihrer Schifffahrt und ihrer amerikanischen Besitzungen schuldig machten, und durch den schwärmerischen Muth, den Verfolgungen und Unglück im Vaterlande in die Seelen einzelner Ausgewanderten gelegt hatten, waren die ersten Wagehälse zu ihren Waffengefährten herbey gezogen worden. Da aber von ihnen eine größere Anzahl umkam, als die Tollheit ihnen wieder zuführte, so mußten sie endlich von selbst wieder von den Meeren verschwinden. Wer von ihnen übrig blieb, der ließ sich auf den Inseln, um welche sie bisher herumgeschwärmt hatten, nieder, und sie gehörten von der Zeit an zu ihren unternehmendsten und nützlichsten Anbauern. Bis zum Ende des 17ten Jahrhunderts standen die meisten der caraibischen Inseln durch den Anbau des Zuckers und Kaffees, des Cacao, Indigos und Nelkenpfeffers, durch die Ausfuhr von Rum, Syrup, eingemachten Früchten u. s. w. in der schönsten Blüthe. Nur mußte die Menschheit bedauern, daß sie dabey das Grab der Neger waren, die auf sie aus Guinea zum Anbau ihrer Pflanzungen geschleppt wurden.

Was nun das brittische Westindien anlangt, so wuchs der größte Theil desselben ohne die Pflege seines Mutterlandes, sich allein überlassen, heran, da

England, zu zerstreut durch seine eigenen Unruhen, nicht einmal die Einrichtung der Constitution seiner westindischen Inseln übernehmen konnte, sondern dieselbe ihrem eigenen Wohlgefallen überlassen mußte. Es verlangte bloß von ihnen, daß sie keine Gesetze, die im Widerspruch mit den seinigen wären, machen, und die Deputirten ihrer Quartiere schwören lassen sollten, "sie wollten nicht zugeben, daß man sich von den Grundsätzen, welche dem Handel förderlich wären, entferne".

Natürlich ahmten nun die meisten Inseln bey der Entwerfung ihrer Constitution die Verfassung ihres Vaterlandes nach, und gaben sich eine Generalversammlung in zwey Kammern und einen Statthalter. Und diese Verfassung haben sie bis auf die neueste Zeit behalten. Die Krone ernennt den Statthalter und dessen Rath. Der Statthalter vertritt die Stelle des Königs, sein Rath ist das Oberhaus, die Gesandten der einzelnen Quartiere bilden das Unterhaus. Beyde Häuser geben die Gesetze und bestimmen die Auflagen; der Statthalter hat die vollziehende Gewalt. Die völlige Abhängigkeit von England bewirkte erst
1651 die Navigationsacte (1651), nach welcher nur die brittische Flagge die Erzeugnisse der Inseln verfahren durfte. Als nur erst die große Zahl von Schiffen, welche der Colonialhandel erforderte, vorhanden war
1660 (etwa 1660), mußten die Holländer, die bis dahin den Handel in das brittische Westindien großentheils in Händen hatten, allenthalten den englischen Schiffen weichen

weichen und waren bloß auf den Schleichhandel in dasselbe eingeschränkt.

Alle bisherigen Colonialkriege erreichten auch das brittische Westindien. Die Unfälle des ersten machte der Ryßwicker Friede (1697) wieder gut, indem er 1697
die alte Ordnung in Westindien wieder herstellte. Im spanischen Successionskrieg litten zwar einige englische Inseln durch französische Landungen; aber die meisten gewannen durch die reichste Kaperey. Der glorreiche siebenjährige Seekrieg endigte sich mit der Vergrößerung des brittischen Westindiens durch die Inseln Grenada, Dominique und Tabago im ersten Pariser Frieden 1763. Im amerikanischen Frey- 1763
heitskrieg konnten sich die Britten nicht in der sonst gewöhnlichen Uebermacht gegen die Franzosen in diesen Gewässern behaupten, und mußten im zweyten Pariser Frieden 1783 Tabago wieder an Frankreich 1783
zurückgeben. So unbeschränkt sie auch in der ersten Periode des französischen Revolutionskriegs in den westindischen Gewässern herrschten, so traten sie doch im Frieden 1801 alle ihre dasigen Eroberungen bis 1801
auf den kleinsten Felsen an Frankreich wieder ab und England behielt bloß: 1) Jamaika, 2) Barbados, 3) St. Christoph, 4) Antigua, 5) Montserrat, 6) Nevis, 7) Grenada, 8) St. Vincent, 9) Dominique, 10) Barbuda, 11) Arguilla, 12) die Jungferninseln, 13) St. Trinidad; endlich außer diesen Caraiben 14) die Bahama- oder Lucaischen Inseln, 15) die Bermu-

das= oder Sommersinseln in Westindien und 16) die Falklandsinseln in Südamerika.

Wie nach der noch glorreicher geendigten zweyten Periode des französischen Revolutionskriegs Westindien wird geordnet werden, muß eine kurze Zukunft lehren.

4. Französisches Amerika.

1. Auf dem festen Lande von Amerika sind die Besitzungen der Franzosen längst verloren.

In Nordamerika mußten sie 1. Acadien (oder
1713 Neuschottland) im Utrechter Frieden 1713 und 2. Ca=
1763 nada im ersten Pariser Frieden 1763 an England abtreten. 3. Den reichen Handel nach der Hudsonsbay nebst ihren dasigen Anlagen mußten sie im Utrechter Frieden 1713 England allein überlassen. 4. Mit dem ersten Pariser Frieden 1763 hörte der französische Besitz von Labrador und der dasigen Fischerey auf, da die Halbinsel, so wie Canada, an Britannien abgetreten ward. 5. Nur die Fischerey an Terre neuve und in der Lorenzbay ist den Franzosen, sogar mit er=
1783 weiterten Grenzen, im zweyten Pariser Frieden 1783 aufs neue eingeräumt worden (S. das Brittische Amerika, oben S. 273.)

In Südamerika haben sich die Franzosen, neben den Engländern und Holländern, auf den fruchtbaren

Küsten

Küsten von Guiana niedergelassen; aber noch befindet sich ihre dasige Anpflanzung in ihrem Kindheitszustand.

II. **Westindien.** Die Caraiben wurden von den meisten Antillen durch englische und französische Seeabentheuerer, die Flibustier und Bucanier, vertrieben, und die Inseln von ihnen gemeinschaftlich besetzt. Da weder England noch Frankreich so lange für ihre Pflege sorgte, als noch nicht ausgemacht war, wem jede Insel in Zuknnft angehören würde, so schritt man 1660 zu einer Theilung, in welcher Guadeloupe, 1660 Martinique, Grenada und einige andere kleine Inseln an Frankreich fielen. Diese nahm nun die französische Regierung unter ihre besondere Fürsorge.

Anfangs schlug Colbert dabey, nach einer falschen Handlungspolitik, die unrichtigsten Maaßregeln ein. Er kaufte (1664) den Eigenthümern die französischen 1664 Antillen ab, und, um dem holländischen Schleichhandel dahin ein Ende zu machen und die Vortheile der Zufuhr Frankreich allein zuzuwenden, octroyrte er eine eigene Gesellschaft für die Handlung mit den Antillen. Sie fiel aber durch Unglücksfälle aus einer Verlegenheit in die andere, daß er sich endlich gezwungen sah, die Gesellschaft nach geleisteter Entschädigung aufzuheben, und den Handel nach den französischen Inseln allen französischen Bürgern frey zu geben. So hätten sie nun aufblühen können, wären nicht andere Bedrückungen daran hinderlich gewesen. Jedem Freyen und Sklaven wurde eine jährliche Kopfsteuer von hun-

dert

dert Pfund rohem Zucker, und jeder Insel die Verpflichtung aufgelegt, bloß mit Frankreich Handel zu treiben, und dieser wurde wieder an bestimmte französische Häfen gebunden, um allen Defraudationen der auf die Einfuhr gelegten schweren Imposten vorzubeugen. Die Inseln waren nun wieder in die Hände harter Monopolisten geliefert.

Endlich ward die Verderblichkeit dieses Sy-
1717 stems anerkannt, und dasselbe 1717 aufgehoben. Die Exporten aus Frankreich für die Colonien wurden von allen lästigen Abgaben befreyt, und die Importen aus ihnen mit drey Procent bloß dann belegt, wenn sie in das Ausland verführt wurden. Nur der lästige Hafenzwang blieb: aber dessen ohnerachtet blühete das französische Westindien aufs herrlichste auf, und lieferte seinem Mutterlande Zucker, Kaffee, Indigo und Cacao in solchem Ueberfluß, daß es einen großen Theil an das Ausland abgeben und sein baares Geld dafür an sich ziehen konnte.

1713 Im Utrechter Frieden (1713) mußte zwar St. Christoph aufgegeben werden; dafür vermehrte Frankreich seine Antillen nach einer Uebereinkunft mit Eng-
1719 land (1719) durch St. Lucia. Im siebenjährigen
1755 bis Seekrieg (1755-1762) ward Westindien zum ersten-
1762 mal ein Hauptkampfplatz, wie in allen folgenden Kriegen mit England. Bey dem Frieden, der ihn 1763 endigte, mußte Frankreich Grenada, Dominique und Tabago an England abtreten; doch erhielt es

beym

beym Ende des nordamerikanischen Freyheitskriegs Tabago wieder. Seinen Revolutionskrieg schloß es mit einer Vermehrung seines Westindiens: Spanien trat ihm im Frieden zu Basel (am 22. Jul. 1795) seinen Antheil an St. Domingo ab (nur hinderten die Schwarzen dessen ruhige Besitznahme), und England gab ihm im Frieden zu Amiens (1801) jeden Felsen wieder, den es ihm während des Kriegs genommen hatte. Seitdem besaß Frankreich von Westindien: 1) St. Domingo, 2) Tabago, 3) Martinique, 4) Guadeloupe, 5) St. Martin etwa zur Hälfte, 6) St. Barthelemi, 7) St. Lucia. 1795 1801

Die Ordnung, in welche das französische Westindien nach dem allgemeinen Frieden (1814) treten wird, ist noch nicht vollständig bekannt. 1814

5. Holländisches Amerika.

Je unbedeutender die Niederlassung der Holländer am Delaware (1623) zur Betreibung des Pelzhandels war, und je schneller sie wieder verschwand, desto bedeutender waren die Unternehmungen der westindischen Gesellschaft, welche die Generalstaaten während des niederländischen Freyheitskampfs privilegirten, um die Spanier und Portugiesen aus Amerika zu vertreiben. Mit dem großen Fond von 7,200,000 Gulden, den sie zusammen brachte, that sie den Feinden ihres Vaterlandes in den amerikanischen Gewässern 1623

1623 wässern großen Schaden: allein zwischen den Jahren
bis 1623-1638 rüstete sie 800 Schiffe aus, die ihr zwar
1638 über 45 Millionen Gulden kosteten, die aber auch 545 Schiffe aufbrachten, deren Werth und Ladungen auf 90 Millionen Gulden berechnet wurde. Sie nahm den Portugiesen Brasilien und ihre meisten Niederlassungen in Afrika weg und war schon durch die Magelhanische Meerenge gegangen, um das spanische Amerika anzugreifen. Den weitern Fortgang ihrer Unternehmungen hemmte der westphälische Friede.

Mit ihm verschwand auch ihre Glorie. Sie lebte wegen ihrer gemachten Eroberungen in allzugroßer Si-
1645 cherheit, und ließ die Vertheidigungsanstalten verfal-
bis len: zwischen 1645-1654 waren alle ihre wirklich voll-
1654 zogenen Eroberungen wieder verloren; der reiche Kaperkrieg war mit dem Frieden zu Ende, und da sie während der Zeit ihrer reichen Prisen alles ausgetheilt und nichts zurückgelegt hatte, so fehlte es ihr nun an den Mitteln, das Verlorne zurück zu erobern. Von diesem Verfall hat sie sich nie wieder erholt, ob sie
1674 gleich im Jahr 1674 zum zweytenmal durch völlig neue Mitglieder, aber mit einem zu schwachen Fond, gegründet wurde. Ihre Kraftlosigkeit drückte selbst die von ihr abhängigen Colonien, und lähmte Schifffahrt und Handel dahin. Um die Colonien aus dieser auflö-
1734 senden Lage zu ziehen, gab man 1734 allen Holländern den Handel dahin gegen die Erlegung von zwey Procent frey, und erlaubte den Colonisten, die Pflan-

zungen

zungen selbst zu übernehmen. Nunmehr ganz überflüssig hörte die Compagnie selbst nach dem Ablauf ihrer letzten Octroi 1790 völlig auf. 1790

In Südamerika und Westindien hat gegenwärtig Holland seine amerikanischen Besitzungen. Die Regierung derselben verwaltet ein in verschiedenen Districten angesetzter Generalstatthalter mit einem hohen Rath, der alle ökonomische und Criminalsachen besorgt, ein Gerichtshof für Civilsachen, und einige Commissarien für die Policey. Die Kriegsmacht und ihr Commandant stehen unter den Befehlen des Generalgouverneurs.

I. In Südamerika besitzt Holland an den fruchtbaren Küsten von Guiana

1. Surinam, von den Britten angepflanzt und von 1650–1666 auf 40–50 Zuckerpflanzungen gebracht, 1650 bis 1677
darauf von den Holländern 1667 im Krieg mit England erobert, das es ihnen im Frieden noch in demselben Jahr abtrat. Mit den Künsten ihres Vaterlandes erschufen sie aus den Sümpfen und Morästen von Surinam trockenes Land, und zogen zum Anbau desselben neue, besonders deutsche Colonisten herbey.
Im Jahr 1683 unterzog sich der Pflege dieser Colo- 1683
nie eine besondere Surinamcompagnie, und nach der Zeit noch mehr Amsterdam: denn dieser Stadt gehören gegenwärtig zwey Drittel, und der Gesellschaft nur ein Drittel derselben. Sie blühete seitdem, aller Unfälle, die von Zeit zu Zeit eintraten, ohnerachtet, herrlich auf, wozu vorzüglich der Umstand mitwirkte, daß

daß jeder Colonist Eigenthümer seiner Pflanzung war, und seine Nachkommen im Genuß seines Colonialfleißes blieben. An Zucker, Kaffee, Baumwolle, In-
1765 bis 1777 digo und Tabak lieferte die Colonie von 1765–1777 jährlich im Durchschnitt für acht Millionen Colonialwaaren.

2. Essequebo, eine Reihe einzelner, zerstreuter Pflanzungen an den kleinen Flüssen und Inseln des
1627 Essequebostroms, schon 1627 angefangen, späterhin von der Surinamgesellschaft übernommen; aber erst gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts etwas gehoben, und noch großer Verbesserungen fähig. Die Colonie liefert der Handlung Zucker, Kaffee, Baumwolle und Rum. Von Essequebo ist

3. Demerary eine von der Surinamgesellschaft
1740 abhängige Tochter. Erst seit 1740 bauten sich einzelne Colonisten am Flusse Demerary zur Cultur des Zuckers, Kaffees und der Baumwolle, durch die große Fruchtbarkeit des Landes angelockt, an.

4. An dem Flusse Berbice endlich ließen sich
1628 schon 1628 einige Holländer nieder; aber bis auf die neueste Zeit hat die Colonie durch den Wechsel der Besitzer und durch Unfälle so mannichfaltig gelitten, daß in sie kein rechter Seegen kommen konnte.

II. Das **Westindien** der Holländer ist als Sitz des Schleichhandels, nicht seiner reichen Producte wegen, von seinen Besitzern geschätzt. Die beyden wichtigsten Inseln **Kuraçao** und **St. Eustache** sind bloß ein

paar

paar unfruchtbare Felsen, deren Einwohner sogar ihre Lebensmittel aus andern Gegenden ziehen müssen: Kuraçao zieht sie aus den beyden benachbarten Inseln Buenayre und Aruba; St. Eustaz aus Saba: drey Inseln, deren Besitz dieses Umstandes wegen den Holländern wichtig ist. Auf Kuraçao und St. Eustaz sitzen Schleichhändler, und ihre Häfen wimmeln in Friedens- und noch mehr in Kriegszeiten von Schiffen, welche mit den Colonialwaaren aller in Europa ansäßigen Nationen nach Holland befrachtet, und da wieder mit Kriegs- und Schiffsbedürfnissen, mit Lebensmitteln, Manufakturwaaren, ostindischen Zeugen und Gewürzen beladen werden, um sie den Westindiern und Amerikanern durch Schleichhandel entweder selbst zuzuführen, oder für sie zum Abholen in Bereitschaft zu halten.

St. Martin (das die Holländer neben den Franzosen zur Hälfte besitzen) wird von ihnen zum Zucker- und Baumwollenbau benutzt.

6. Dänisches Amerika.

Dänemark hat sich nach und nach den Besitz von drey Caraiben erworben: St. Thomas, mit seinem vor-
trefflichen Hafen, ward 1671, und Saint Jean, wenn 1671
gleich schon 1671 erworben, erst 1719 besetzt: Sainte 1719
Croix ward 1733 von Frankreich für 738,000 Livres 1733
gekauft. Doch kam lange in den Handel dahin kein

 Leben,

Leben, weil ihn eine westindische Handelscompagnie mit einem ausschließenden Privilegium führte: er fieng erst
1754 seit 1754 besser zu blühen an, nachdem die Dänische Regierung der Compagnie alle ihre Rechte und Effecten für 9,900,000 Livres abgekauft, und den Handel dahin der ganzen Dänischen Nation frey gegeben hatte. Jetzt bringen diese Inseln etwas über 100,000 Thaler reinen jährlichen Ertrag und sind zur Regierung einem Gouverneur und drey Regierungsräthen übergeben, welche ihren Sitz zu Christiansstadt auf Sainte Croix haben.

7. Schwedisches Amerika.

Die erste Niederlassung der Schweden am Delaware
1645 bis 1655 dauerte nur zehn Jahre (von 1645–1655). Nach ihrer Vertreibung von da suchten sie 130 Jahre lang
1784 keine Niederlassung weiter in Amerika. Erst 1784 erhielten sie die Insel Barthelemy von Frankreich abgetreten.
1785 getreten. Sie bauten sogleich (1785) Gustavia zum Sitz für den Statthalter und legten Pflanzungen für Zucker, Tabak und Indigo an, um ihre westindischen Bedürfnisse aus eigenem Grund und Boden zu gewinnen, welches nach Wunsch gelungen ist. Den Handel dahin betreibt eine eigene westindische Compagnie mit Vortheil.

Regi-

Register zu Band III. und IV.

NB. Der Buchstabe d zeigt den vierten Band an; Zahlen, denen kein Buchstabe voransteht, gehören dem dritten Bande an.

A.

Abhab

Arsof

Bam=

Budscha

Cyrus

Huger

Ilin-

Kair

Kauka=

Koreisch

M.

Meer,

X 4 Ming

Moham=

Nord=

Omar,

Patanen

Porus

Schar-

Sicilien

Tonkin,

Vor-

8




LENOX LIBRARY
AUCTOR PRETIOSA FACIT